Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Nummer 123 / März 2000 * 32. Jahrgang

Inhalt

Helmut Schmiedt	Hans Wollschläger zum 65. Geburtstag	1
	Gedenkblatt für die 1999 verstorbenen Mitglieder	2
Klaus-Peter Heuer	Sofies Säle	3
William E. Thomas	Karl Mays Blindheit 2	5
Manfred König	Ich war wie ein Tier vor dir	17
Michael Dörflinger	Aus einer anderen Ecke: Wilhelm Heinrich Riehl und Karl May (II)	30
Jürgen Pinnow	Ein Danziger bei Karl May?	39
Till Hiddemann	Konferenz über deutsch-indianische Beziehungen in Fiktion und Wirklichkeit	42
Reinhold Wolff	Karl May und Frankreich	52
Gregor Seferens	Auch eine Art Wilder Westen (I)	58
Anatoli Batalow	Neue Karl-May-Ausgabe in Rußland	67
Ralf Harder	Stellungnahme zum Sonderheft Nr. 121/1999	68
William E. Thomas	Eine Antwort auf Johannes Zeilinger	72
Martin Lowsky	Nochmals: Zum Frontispiz des Jahrbuchs 1998	74
Herbert Wieser	Neues um Karl May	75
	Unser Spendendank	78

Als Beilage zu diesem Heft erscheint ›Der Staffelstab‹. (Inhalt: Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden Prof. Dr. Claus Roxin und weitere Berichte von der Tagung in Hohenstein-Ernstthal – Interviews zum Wechsel im Vorstand der Karl-May-Gesellschaft)

*

Unser Titelbild

entnahmen wir Hansotto Hatzigs Monographie ›Karl May und Sascha Schneider‹ (Bamberg 1967; Bildtafel 21). Es handelt sich um die Zweitfassung von Sascha Schneiders Titelbild zu *Am Jenseits*, einem Ölgemälde von 1922. In einem Brief schrieb Schneider zu dem Bild: „Ein Greis wird von einem Jünglingsengel aus der Dunkelheit ins Licht geführt, er ist blind, ist aber gerade im Begriff, wieder sehend zu werden." Bei Hatzig heißt es dann weiter: „Der Greis, der im May-Zyklus noch ein rüstiger Mittsechziger mit ungebleichtem Bart- und Haupthaar war, ist nun schneeweiß. Seine Haltung ist hinfälliger, zugleich aber edler, überirdisch. Beim Vergleich der beiden Bilder wird plötzlich offensichtlich, daß dieser uralte Mann unverkennbar Mays Züge trägt, was erkenntlich ist, wenn man das im Licht emporgehobene Antlitz einmal für sich allein betrachtet. [...] Auch die zarten, feingliedrigen Hände sind die Mays." (S. 196f.) – Auch ein Kommentar zu Mays Blindheit? (**jb**)

Hans Wollschläger zum 65. Geburtstag

Am 17. März 2000 wird Dr. Hans Wollschläger 65 Jahre alt. Mit ihm darf die Karl-May-Gesellschaft einen der seit Jahrzehnten renommiertesten deutschen Autoren zu ihren führenden Mitarbeitern zählen.

Der in Minden/Westfalen geborene Wollschläger beeindruckt zunächst einmal schon durch die Vielzahl und Vielfalt seiner Arbeitsgebiete. Er hat sich in Büchern und Essays mit den unterschiedlichsten Themen befaßt, mit der Geschichte der Kreuzzüge und der Lehre der Kirche, der künstlerischen Kreativität im allgemeinen und Thomas Manns Arbeit am ›Doktor Faustus‹ im besonderen, mit Krzysztof Penderecki und Eberhard Schlotter, mit der Gesetzgebung zum Tierschutz und diversen Kapiteln der neueren Literaturgeschichte. Wollschlägers Übersetzungen aus dem Englischen bzw. Amerikanischen gelten der literarischen Avantgarde (Joyce) und eher traditionellen Erzählern (Chandler), sein Roman ›Herzgewächse‹ – von dem bisher leider nur ein Teil erschienen ist – arbeitet auf vielerlei Weise an der Weiterentwicklung einer epischen Kunst, die im besten Sinne modern, aber auf keinen Fall modisch sein will. Mit mehreren Publikationen hat Wollschläger für spektakuläres Aufsehen gesorgt (z. B. mit seinen kirchenkritischen Arbeiten), einigen (insbesondere der ›Ulysses‹-Übersetzung) ist von Kritik und Publikum einhellig das Etikett eines Geniestreichs zuerkannt worden. Wollschläger hat aber noch mehr geleistet: Er hat seine Fähigkeiten als professionell ausgebildeter Musiker öffentlich unter Beweis gestellt, hat gelegentlich als Theaterregisseur gearbeitet und sich in letzter Zeit verstärkt darum bemüht, dem lange wenig beachteten Werk Friedrich Rückerts wieder die gebührende Aufmerksamkeit zu verschaffen. Ihren gemeinsamen Bezugspunkt finden die meisten dieser Aktivitäten in der Grundhaltung eines teils skeptischen, teils zornigen Aufklärers, der durch die Schule der Psychoanalyse gegangen ist und dem Künstler noch einmal abverlangt, „die einheitliche Wahrnehmung einer disparaten Welt“ (Maria Eger) zu erarbeiten.

Daß eine solche Persönlichkeit sich auch der May-Forschung verschrieben hat, muß als ein Glücksfall angesehen werden: für die Sache selbst wie für deren Reputation. Wollschläger war früh von May und insbesondere von seinem Spätwerk fasziniert, arbeitete in den 60er Jahren als freier Mitarbeiter des Karl-May-Verlags und veröffentlichte 1965 mit der Monographie ›Karl May‹ ein bis heute mit reichem Ertrag zu lesendes Standardwerk. In den 70er Jahren schlossen sich mehrere große Aufsätze, zumal zum Spätwerk, an. Weitere einschlägige Arbeiten folgten, hervorzuheben sind insbesondere der Essay über Arno Schmidts heikle Beziehung zu Karl May und die mehrjährige Tätigkeit als Mitherausgeber der historisch-kritischen May-Ausgabe. Vor wenigen Monaten erst trat Wollschläger als Co-Autor des im Karl-May-Verlag erschienenen Bandes ›In fernen Zonen‹ hervor, der Mays Reisen in den Orient und nach Amerika dokumentiert und kommentiert. In der KMG gehörte Wollschläger zu den Mitgliedern der ersten Stunde; seit 1971 ist er als stellvertretender Vorsitzender tätig, seit 1975 als einer der Jahrbuch-Mitherausgeber.

Die Karl-May-Gesellschaft gratuliert Hans Wollschläger zum 65. Geburtstag, wünscht ihm für die Zukunft alles Gute und hofft auf weitere gewichtige Aktivitäten im Dienste der May-Forschung.

Helmut Schmiedt

Gedenkblatt für die 1999 verstorbenen Mitglieder

(vgl. M-KMG Nr. 119, März 1999, S. 70)

Franz Bauer, Erlangen
1937–1999

Prof. Dr. Hans Michael Baumgartner, Berg
1933–1999

Prof. Dr. Hermann Blei, Berlin
1929–1999

Peter Caesar, Mainz
1939–1999
langjähriger Justizminister von Rheinland-Pfalz

Wolfgang Fromm, Berlin
† 1999

Karl Hermann Groth, Dannenberg
1924–1999

Dietmar Halm, Dresden
1938–1999

Wolfgang Hammer, Hildesheim
1919–1999
Pfarrer, Mitglied im Mitarbeiterkreis, Autor des Sonderhefts ›Bekehrung bei Karl May‹
(Nachruf in M-KMG 122/1999, S. 3)

Heinz W. Hass, Hamburg
1911–1999
erster Verleger des ›Jahrbuchs der KMG‹
(Nachruf im Jahrbuch 1999, S. 9)

Dr. Wolfram Hempel, Bad Kösen
1929–1999

Dr. Wladimir Kantscheff, Radebeul
† 1999

Hans-Werner Klünner, Berlin
1928–1999

Günter Lincke, Erfurt
1926–1999

Prof. Dr. Wolf Middendorff, Freiburg
1916–1999

Reinhard Seidler, Cottbus
1948–1999
Vorsitzender des Freundeskreises Karl May Cottbus
(Nachruf in KMG-N 122/1999, S. 49)

Karl Serden, Ubstadt-Weiher
1928–1999
Herausgeber der ›Materialien zur Karl-May-Forschung‹, Mitarbeiter der Redaktion der ›Mitteilungen‹
(Nachruf in M-KMG 121/1999, S. 5)

Dr. Jürgen Weißhaupt, Lindau
1963–1999

Dr. Rosemarie Zimmermann, Leipzig
1931–1999
Vorstandsmitglied des Freundeskreises Karl May Leipzig

Klaus-Peter Heuer

Sofies Säle

Die ›Neue Kronen Zeitung‹ ist eine in Wien beliebte und sehr angesehene Tageszeitung. In jeder Woche enthält sie eine Rubrik, in der unter dem Titel ›Wiener G'schichten‹ amüsant und unterhaltsam, lehrreich und, liebevoll aufbereitet, mit Fachwissen über Themen wie „Die beiden ›Lieblingsfrauen‹ des Herrn von Karajan", „»Da haben's den Haydn derschossen!«", „Wie alt ist der Kaiserschmarrn?", „George Gershwin in Wien", „Mark Twains Wiener Jahre", „Mozart surft im Internet" oder „Kleiner Nachtrag zu ›Jopie‹ Heesters" berichtet wird. Am 04.04.86 beschrieb der Autor Karl Mays letzten Aufenthalt in Wien, den triumphalen Vortrag *Empor ins Reich der Edelmenschen*. „Ort des Referats über die Helden seiner Bücher war der Sofiensaal in der Krugerstraße – nicht zu verwechseln mit den Sophiensälen im dritten Bezirk" steht da zu lesen – und das Erstaunen ist groß!
Ortsbesichtigung. In der Krugerstraße ist unter den vom Krieg verschonten Häusern keines zu finden, in dem sich ein Saal mit Platz für mehr als 3000 Zuhörer befindet oder befunden haben könnte. Bleibt die Möglichkeit, daß an der Stelle jetzt ein Neubau steht.
Anfrage an die Wiener Karl-May-Freunde anläßlich eines der interessanten und gern besuchten Treffen in Wiens ›Bierklinik‹. Man kennt den Artikel und hält die Aussage für einen Irrtum des Journalisten. Aber muß eine so überzeugt vorgetragene Formulierung wie „[…] nicht zu verwechseln mit […]" nicht richtig sein?
Brief an den Autor, korrekt mit Rückporto. Keine Antwort. Auch auf erneute Anfragen keine Reaktionen. Na gut. Wer sich in Redaktionsstuben auskennt, weiß, daß es da keine Zeit zu verschenken gibt.

SOFIENSAAL
III, Marxergasse 13.
Akademischer Verband für Literatur und Musik in Wien.
VORTRAG KARL MAY
Freitag, 22. März 1912 Beginn ½8 Uhr abends
11. Reihe CERCLE Links K 2.— Sitz 12
Ohne Kontroll-Kupon ist die Karte ungültig.
Kontroll-Kupon.
Cercle
Links
11. Reihe Sitz 12
22. März 1912

Abb. 1

Manchmal kommen
Zweifel: ist das noch Karl-May-Forschung? Doch. Es wäre schon eine Sensation, wenn May seine aufrüttelnde Rede an einem anderen Ort gehalten hätte als an dem bislang bekannten. Also weiter ermitteln.
Nun, es gibt je das Historische Museum der Stadt Wien; sicherlich kann man dort das Rätsel lösen.
Und man kann: „Dieser Journalist muß sich getäuscht haben. Es hat in der Krugerstraße Nr. 3 weder einen zweiten Sofiensaal noch einen anderen großen Saal gegeben. Korrekt ist die Adresse der Sophiensäle Marxerstraße 17, 1030 Wien" schreibt am 05.08.98 Frau Magister Winkler, liebenswürdig, sehr zuvorkommend, sehr hilfsbereit, nachdem sie mit den Mitteln, die das Museum ihr bietet, recherchiert hat. Ihr sei hier noch einmal herzlich gedankt.

Wie konnte es zu dem Irrtum in der Zeitung kommen? Wir erinnern uns, daß es noch Reliquien gibt. In Ekkehard Bartschs Dokumentation ›Karl Mays Wiener Rede‹, JbKMG 1970, sind sie auf den Seiten 48 und 50 abgebildet. Die eine ist eine Original-Eintrittskarte (Abb. 1). Sie gibt als Ort des Vortrags an: Sofiensaal im III. Bezirk, Marxergasse 13. Die andere ist ein Plakat (Abb. 2), auf dem „Wien I, Krugerstrasse 3“ genannt ist – allerdings nicht als Ort der Rede, sondern als Ort des Verkaufs der Eintrittskarten … Wir vermuten wohl richtig, daß hier die Ursache der Verwechslung liegt, und bleiben ›der Krone‹ gewogen.

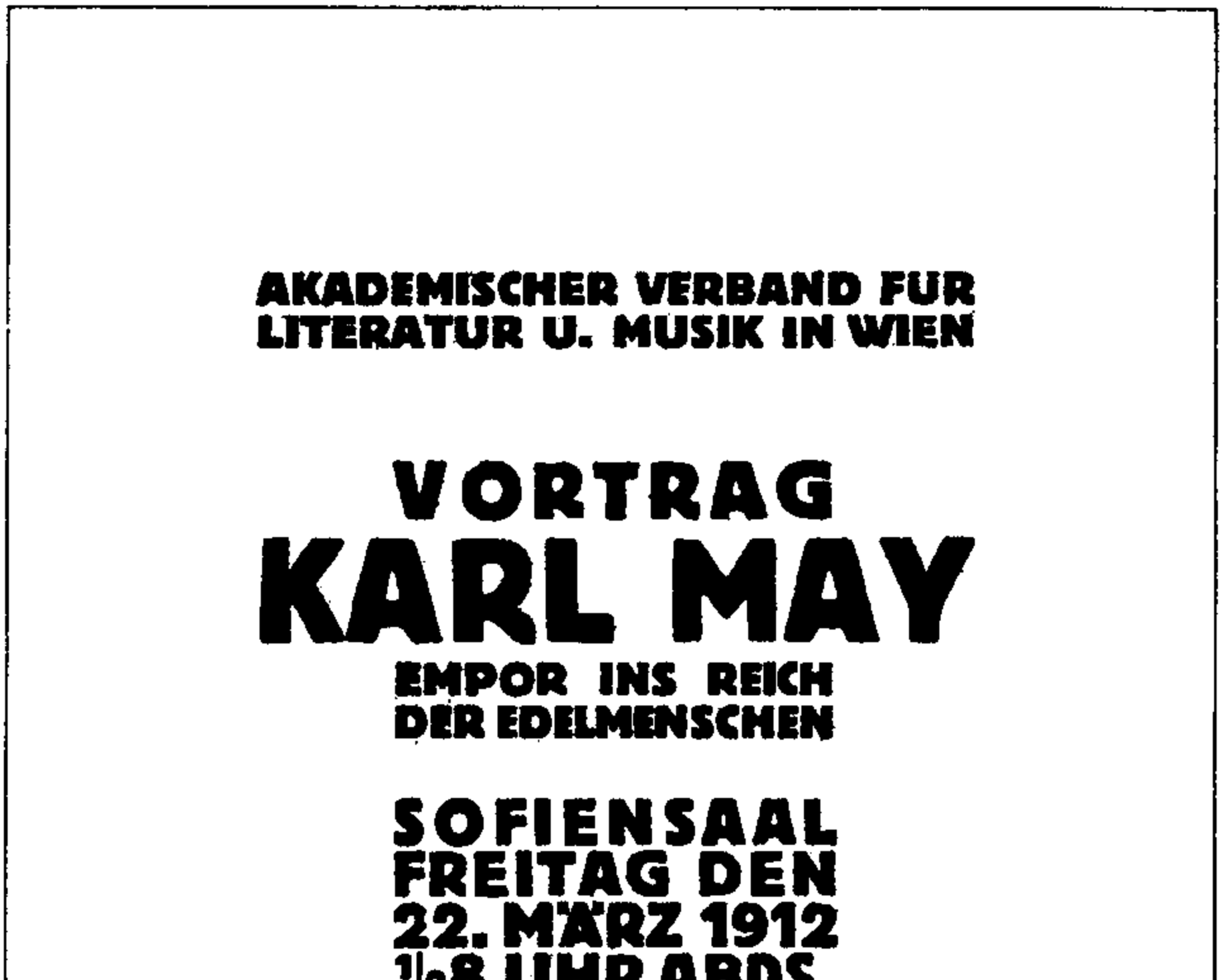


Abb. 2

William E. Thomas

Karl Mays Blindheit 2

Zur Einführung in den Verlauf der Ereignisse, der möglichen Ursache und der Heilung von Karl Mays Erblindung in der Kindheit müssen wir mit einer Zeitfolge beginnen:

1842 **geboren am 25. Februar**	*Ich war weder blind geboren noch mit irgendeinem vererbten körperlichen Fehler behaftet.* (LuS, S. 16)
1843 **im Alter von 12 Monaten**	(Hungersnot in Hohenstein und Ernstthal) *Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte,*
1844 **mit zwei Jahren**	*[...] das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte [...]* (ebd., S. 16) (Die Augenlider sind geschwollen; sie lassen sich nicht öffnen)
1845 **im Alter von drei Jahren**	(Gedächtnisanfänge) *Ich sah nichts. [...] Ich konnte die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen; [...]* (ebd., S. 31)
1846 **mit vier Jahren**	[Meine Mutter] *war aufgefordert worden, mich nach Dresden zu bringen, [...] Das geschah nun jetzt, [...] Ich lernte sehen und kehrte, auch im übrigen gesundend, heim.* (ebd., S. 20)

Normale Entwicklung des Sehens

Obwohl die Augen des Babys sofort nach der Geburt die meiste Zeit zubleiben, sind sie in bezug auf helles Licht empfindlich. Mit zwei Wochen beachtet das Kind große Objekte in seinem Gesichtsfeld, und mit zwei bis vier Wochen wird es konzentriert in die Richtung des Gesichtes seiner Mutter schauen. Mit zwei Monaten kann ein Kind einem Objekt oder Licht, das hin- und herbewegt wird, folgen, und das kann es schnell und gezielt mit drei Monaten. In diesem Alter sind Kinder visuell aufmerksam und besonders interessiert an in der Nähe befindlichen menschlichen Gesichtern.

Mit sechs Monaten können Kinder ihre Augen in jede Richtung bewegen, können beide Augen zusammen bewegen und können sie sofort auf kleine, nahe Objekte, die sie interessieren, richten. Die Bewegungen der Erwachsenen werden quer durch das Zimmer verfolgt. Mit neun Monaten beobachten Kinder die Aktivitäten von Leuten und Tieren innerhalb von drei bis vier Metern, und mit zwölf Monaten beobachten sie draußen Leute, Autos usw. mit großem Interesse und erkennen Gestalten, die sich aus sechs oder mehr Metern Entfernung nähern.

Mit etwa achtzehn Monaten freuen sich Kinder an einfachen Bilderbüchern, erkennen einige Dinge wieder, und mit zwei Jahren erkennen sie feine Details in Bildern

und deuten darauf, auch auf ihnen vertraute Erwachsene auf Photos, sobald sie auf sie hingewiesen worden sind. Zwischen zwei und drei Jahren bemerken sie sogleich kleine Spielzeuge am anderen Ende eines Zimmers und zeigen im Freien auf entfernte Objekte. Mit drei bis vier Jahren kann man mit Kindern gut in Sehtests zusammenarbeiten, in denen Zeichnungen verwendet werden.[1]
Das Sehzentrum befindet sich im Gehirn in der Hirnrinde am Hinterkopf. Dieses für Verbindungen nach außen während der frühen Entwicklung erforderliche Gehirnzentrum ist bis etwa zum Alter von acht bis neun Jahren beeinflußbar. Das bedeutet, daß ein bleibender Schaden daran entstehen könnte, wenn es ein dauerhaftes Hindernis in der Übertragung zu dem Zentrum während des ersten Lebensjahrzehnts gibt, z. B. wenn das Sehzentrum funktionsunfähig werden würde oder sich weigern würde, die Abbildungen, die mit den Augen gesehen worden sind, zu bestätigen. Das visuelle System ist vollständig entwickelt und kann nicht verändert werden, wenn ein Kind das Alter von neun Jahren erreicht hat.[2]
Die ersten Lebensmonate sind die kritischste Zeit. Die Eltern würden jede Abnormität der Augen ihres Babys bemerken und jede ungewöhnliche Erscheinung wie weißliche Bereiche oder eine Trübung auf dem Auge oder in der Pupille dem Arzt melden. Auch ungewöhnliche Bewegungen der Augen, besonders ein dauerhaftes Flackern, so daß die Augen nicht fest ausgerichtet bleiben, wenn das Kind etwas ansieht.

Was kann das normale Sehvermögen stören?

Anormale visuelle Stimulierung zu einem frühen Zeitpunkt im Leben (von der Geburt bis zu sieben Jahren) könnte das Ergebnis von Strabismus (Schielen), Anisometropie (ein Unterschied im Brechungswinkel der beiden Augen) oder die Behinderung durch ein herabhängendes Augenlid oder einen Katarakt sein, was das Auge ›benachteiligt‹ oder blockiert zu sehen. Amblyopie (›faules Auge‹, Schwachsichtigkeit eines Auges) bezieht sich auf eine verminderte visuelle Schärfe auf einem Auge, wenn die Sehrinde, der Bereich des Gehirns, der das Sehen verarbeitet, fortwährend die Zufuhr aus dem schwächeren Auge ›abschaltet‹. Die Behandlung von Amblyopie ist bis zum Alter von neun Jahren möglich, wenn der Verlust der Sehkraft im Grunde genommen irreparabel wird.
Eine Bindehautentzündung wird von verschiedenen Mikroorganismen (Staphylokokkus, Streptokokkus, Haemophilus Conjunctivitidis, Diplokokkus Pneumoniae) und auch von verschiedenen Viren verursacht. Besorgniserregend war die Bindehautentzündung vom Typ Blenorrhoica Neonatorum (eitrige Bindehautentzündung von neugeborenen Babys), die von Neisseria Gonorrhoeae verursacht wird, welche zwischen dem ersten und fünften Tag nach der Geburt auftrat. Die Conjunctivitis Pseudomembranacea, verursacht durch Corynebacterium Diphteriae als Teil der

---

1 Growth and development of young children. Department of Social Security, Commonwealth of Australia, Canberra ACT 1981, S. 11–12.
2 Florida Eye Institute, Vero Beach, Dr. Minotty: Amblyopia. 1999. American Academy of Ophthalmology, Washington DC: Eyenet 1997. New England Eye Center: Pediatric Eye Disorders – Amblyopia. Columbia/HCA 1999. The Nemours Foundation, KidsHealth.org.: Ophthalmology. 1999.

Diphtherie, war in den meisten Fällen tödlich. Das Trachom, eine Form der Bindehautentzündung mit einer körnigen Reaktion auf der Innenseite der Augenlider (Körnerkrankheit, ägyptische Augenkrankheit), verursacht durch einen mit dem Ricketsia-Erreger verwandten Organismus (Chlamydia trachomatosis), ist von chronischer Dauer, die letztlich zu permanenter Blindheit durch eine Sekundärinfektion der Hornhaut führen kann. Es gibt noch mehr Krankheitserreger, die eine Infektion auf der Bindehaut verursachen können, wie zum Beispiel Syphilis oder Tuberkulose.
Alle die vorherigen Ursachen betreffen auch die Hornhaut. Keratoconjunctivitis Phlyctaenulosa war eine ernste Augenkrankheit im Kindesalter. Die sogenannte Phlyctaena war bis vor kurzem eine der gewöhnlichen Ursachen für Blindheit bei jungen Leuten. Es gibt viele andere Erkrankungen des komplizierten und anfälligen Augensystems. Die Personen im Umfeld des Babys Karl würden Auffälliges bemerkt haben, was damals mit totaler Blindheit endete, wie beispielsweise Buphthalmus oder Hydrophthalmus (jugendlicher grüner Star).
Eine Lichtundurchlässigkeit der Kristall-Linse, der Katarakt (grauer Star), kann angeboren sein (Cataracta Congenita). Viele totale Katarakte werden durch Infektionen im Mutterleib (Toxoplasmose, Röteln oder anderen Virusinfektionen) verursacht. Lues oder Gonorrhöe der Eltern kann angeborene Katarakte durch bakterielle Toxine verursachen. Einige chemische oder physische Einflüsse (Alkoholismus, Schäden am Embryo durch Röntgenstrahlen) können Katarakte beim Fötus verursachen. Es gibt verschiedene Arten von Katarakten (Cataracta Polaris anterior et posterior; pyramidalis; centralis; totalis; membranacea, perinuclearis oder zonularis[3], Coronaria Sive Coerulea). Totale Katarakte bei kleinen Kindern müssen sehr frühzeitig behandelt werden, schon in den ersten Wochen oder Monaten des postnatalen Lebens.[4]

Gedächtnis

> *Ich war weder blind geboren [...] Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte [...]* (LuS, S. 16)

Karl May schrieb diese Worte in seiner Biographie im Jahre 1910. Dies muß ihm später in seinem Leben erzählt worden sein, da er sich sicher nicht daran erinnert haben konnte. Menschen erinnern sich unterschiedlich gut an ihre eigenen frühesten Eindrücke.
Heutige Psychologen kamen zu dem Schluß, daß sehr wenige Ereignisse aus der frühesten Kindheit im Gedächtnis bleiben. Sie glauben, daß Kindern die Gedächtnisfähigkeiten, die man braucht, um irgendetwas anderes als die allereinfachsten Erfahrungen zu kodieren, noch fehlen. Frühe Erinnerungen an Personen hören mit drei bis fünf Jahren abrupt auf. Vor dieser Zeit ist Sprache, die für Erinnerungen so wichtig ist, nicht gut genug entwickelt, um eine Folge von Ereignissen zu kodieren.[5]

---

3 Erwähnt als eine mögliche Ursache von Karl Mays Erblindung in der Kindheit in: Gert Asbach: Die Medizin in Karl Mays Amerika-Bänden. Med. Diss. Düsseldorf 1972.
4 J. Kurz: Zaklady ocniho lekarstvi (Ophthalmology). Praha 1953.
5 G. Kimble, N. Garmazy, E. Zigler: Principles of Psychology. New York 1984, S. 194.

Manche der visuellen Erinnerungen, die von früheren Jahren erhalten bleiben, sind jene, die vor Störungen geschützt sind, weil sie eine spezielle Wichtigkeit haben. Sie werden ›Blitzlichterinnerungen‹ genannt, lebhafte Erinnerungen an wichtige, oft belastende Ereignisse. Karl May erwähnt zwei solche Ereignisse. Beide passen in den Zeitsteckplatz nach der Behandlung seiner Blindheit.
Nach dem Verkauf des Hauses, in dem Karl May geboren wurde, zog die Familie an einen anderen Platz, der einen kleinen Teich mit Fröschen im Hinterhof hatte. Sie zogen dorthin im April 1845 um. Karls Mutter, Christiane Wilhelmine May, nahm ab dem 15. August 1845 an einem halbjährlichen Hebammenkurs in Dresden teil. Karl wurde in Dresden irgendwann nach diesem Datum behandelt. Eine der ersten visuellen Erinnerungen, die ziemlich belastend war, war das von den Pocken entstellte Gesicht seiner Schwester. Ein weiterer Eindruck war der Anblick und das Quaken von Fröschen im folgenden Frühjahr und Sommer von 1846. (LuS, S. 14–16, 19–20) Die frühesten Erinnerungen sind etwas sehr Konkretes, an das man sich in Form von bildhaften Darstellungen oder möglicherweise emotionaler Reaktionen erinnern kann.

Langanhaltende Erinnerungen

Einige langlebige Erinnerungen bestehen aus Passagen, die das Kind in einem frühen Alter viele Male gehört hat. Ziemlich oft sind dies kleine Gebete aus der Kindheit. Das Interessante an diesen Erinnerungen ist, daß sie so erhalten sind, als wenn man sie auswendig gelernt hätte, fast wörtlich, in genauer Formulierung. Die Großmutter des kleinen Karl, Johanne Christiane Kretzschmar, und ihre volkstümlichen Märchen betteten sich tief in seinen Verstand ein. (LuS, S. 30)
In diese Kategorie gehören auch die unbegründeten, erworbenen Ängste, genannt Phobien. Nicht alle werden im späteren Leben krankhaft, z. B. daß sie die täglichen Aktivitäten stören, wie Panik-(Angst-)attacken, Zwangsneurosen oder Schlafstörungen.[6] Viele dieser sorgenvollen Gedanken und unterbewußten Ängsten werden während der frühen Kindheitsjahre erlernt. Bei Karl May waren es die Sorgen um die Augen und das Sehvermögen, lebhaft ausgedrückt in seinem literarischen Werk.

Der Verlust des Augenlichts

> *Ich habe in meiner Kindheit stundenlang still und regungslos gesessen und in die Dunkelheit meiner kranken Augen gestarrt [...]* (LuS, S. 30) *Ich sah nichts. Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen. Ich konnte die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen; [...]* (LuS, S. 31)

Aus diesen Sätzen können wir schließen, daß andere Sinne wie Hören, Riechen und Fühlen des kleinen Jungen vollständig entwickelt waren. Die anfängliche Entwicklung von Karl Mays Sehvermögen muß normal gewesen sein, da er schon erwähnte, daß er mit normalem Augenlicht geboren wurde. Weil die meisten Leute sich an Ereignisse vor dem Alter von drei oder dreieinhalb Jahren nicht erinnern können, muß ein solcher Verlust des Sehvermögens vor diesem Alter begonnen ha-

---

6 LuS, Anhang des Reprints, S. 526f.

ben. Karl May war im Februar 1845 drei Jahre alt. Die Behandlung in Dresden geschah irgendwann zwischen September 1845 und März 1846. May erwähnt auch, daß er sehr krank war während der Zeit seiner Erblindung: *Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte [...]* (LuS, S. 16)
Der Verlust des Sehvermögens in der Kindheit schien bei Karl May keinen ernsten Augenschaden zurückgelassen zu haben. Auf vielen seiner Fotos trägt er manchmal eine Brille, und manchmal nicht. Die Brille auf den Fotos von Karl May hat keine dicken Gläser. Es gibt erhaltene Korrekturgläser im Radebeuler Karl-May-Museum, die vermutlich von Karl May verwendet wurden. Die Gläser waren einer Person verschrieben worden, die leicht kurzsichtig und astigmatisch (stabsichtig) war, mehr auf dem rechten Auge als auf dem linken.

Xerosis Conjunctivae Epithelialis

Ein Mangel an Vitamin A und D war im 19. Jahrhundert bei Kindern ziemlich verbreitet. Beide Mangelerkrankungen beginnen einige Monate nach der Geburt. Mangel an Vitamin A zeigt sich durch Augensymptome (Xerophthalmie – ein trockener und eingedickter Zustand der Bindehaut, welche anfangs zerknittertem Zigarettenpapier ähnelt, später aussieht wie trockener Seifenschaum, gelbliche dreieckige Stellen mit ihrer Basis in Richtung der Hornhaut, genannt Bitot-Flecke). Die Trokkenheit (Xerosis) der Bindehaut kann das einzige Anzeichen sein. Sehstörungen findet man bei älteren Kindern, nicht bei neugeborenen. Das Kind leidet an Hemeralopie – Tagesblindheit, und auch an Nyctalopie – Nachtblindheit.[7] Leichte Formen von Xerophthalmie greifen nicht auf die Hornhaut über. Die Augenlider sind geschlossen und geschwollen.
Verdauungsstörungen, Durchfall und unzureichende Aufnahme von Nahrung begleiten einen Mangel an Vitamin A und D. Die Haut ist trocken. Das Kind hat eine geringere Widerstandskraft gegen Infektionen und gedeiht nicht. Bronchitis oder Lungenentzündung ist üblich, Pyurie (das Vorkommen von Eiter im Urin) wird häufig beobachtet. Das Kind wird ein sehr kranker Patient, der nicht in der Lage ist zu sehen. Die Prognose von Xerophthalmie, wenn keine Geschwürbildung und Perforation der Hornhaut eintritt, ist gut, wenn eine Behandlung begonnen wird.
Die Diagnose eines Mangels der Vitamine A – und D – stimmt für Xerophthalmie, Hemeralopie und Nyctalopie ziemlich mit der Beschreibung seiner Krankheit durch Karl May überein:

> *Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte, war nicht eine Folge der Vererbung, sondern der rein örtlichen Verhältnisse, der Armut, des Unverstandes und der verderblichen Medikasterei, der ich zum Opfer fiel. Sobald ich in die Hand eines tüchtigen Arztes kam, kehrte mir das Augenlicht wieder, und ich wurde ein höchst kräftiger und widerstandsfähiger Junge [...]* (LuS, S. 16)

---

7 Stäbchen und Zapfen sind Netzhautzellen, die an der Lichtaufnahme beteiligt sind. Ein Mangel an Vitamin A (Retinol) vermindert ihre Funktionsfähigkeit, vor allem in der Abenddämmerung.

Die ›tüchtigen Ärzte‹ waren Dr. Carl Friedrich Haase (1788–1865) und Dr. Woldemar Ludwig Grenser (1812–1872), Professoren für Geburtshilfe und der mit diesem Fachgebiet verbundenen Perinatalpflege von Neugeborenen.[8]

Das Motiv der Blindheit in Karl Mays literarischem Werk

Die Unfähigkeit, während des empfindlichen Stadiums geistiger Entwicklung zu sehen, hat eine lebenslang anhaltende Wirkung auf Karl May zurückgelassen.[9] Es gibt sehr viele Beispiele in Mays Werk für die Verwendung von anderen Sinnen, auf welche Sehbehinderte sich verlassen lernen müssen.
Valentin Hauy (1745–1822), der Sohn eines Webers, gründete die erste Schule für Blinde 1784 in Paris. Hauy hatte 1771 einem blinden Bettler eine Münze gegeben und war davon fasziniert, zu beobachten, wie dieser die Kante befühlte, um ihren Wert beurteilen zu können. Die Münztastmethode des Bettlers hatte ihm die Idee in den Kopf gesetzt, daß dieser Trick verwendet werden könnte, um blinden Menschen das ›Lesen‹ zu ermöglichen.[10]
Mit dieser Methode wird der Westmann Sam Barth von seiner Jugendliebe Auguste wiedererkannt:

> *Sie ergriff seine Hände und tastete prüfend an den Fingern hin. Es war ja zu dunkel, um Etwas sehen zu können. Da fühlte sie an dem Goldfinger der linken Hand etwas Rundes, Hartes, worüber sich das Fleisch gelegt hatte.*
> *»Mein Heiland! Dies ist der Ring!«*
> *»Ja, das ist er, der silberne!«*
> *»Du bist's! Du bist's! Ist das möglich!«*[11]

Von elementarer Bedeutung ist *Der Scout*, die Ur-Fassung von *Winnetou II*:

> *Da hörte ich eilige Schritte. Eine dunkle Gestalt tauchte grad vor mir auf, sprang augenblicklich auf mich ein und warf mich zu Boden. Der Mann kniete auf mir und legte mir die Hände um den Hals [...] Ich bäumte mich empor und warf ihn ab. Er flog zur Seite auf den Boden und ich schnellte mich auf ihn, um nun meinerseits ihn beim Halse zu nehmen. [...] Mit aalglatten Bewegungen suchte er mir zu entschlüpfen. Aber es gelang ihm nicht. Endlich wurden seine Bewegungen langsamer und schwächer, und seine Hände lösten sich von den meinigen. Er lag still. [...] Dann betastete ich ihn, da es zu dunkel war, ihn betrachten zu können. Welche Überraschung; ich hatte – – Winnetou besiegt!*[12]

---

8 LuS, Anhang, S. 337, Fußnote 21.
9 Ralf Harder: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays. In: M-KMG 68/1986, S. 35ff.
10 A. Sakula: That the blind may read. In: Journal of Medical Biography 1998, S. 21–27. Jim Leavesley: Men who led the way for the blind. In: Australian Doctor 7/1999, S. 94–95.
11 Karl May: *Deutsche Herzen, deutsche Helden.* Dresden 1885–1888, S. 994. Vgl. Ralf Harder: Karl May und seine Münchmeyer-Romane. Ubstadt 1996, S. 67f. – Hervorhebungen hier und im folgenden vom Verfasser.
12 Karl May: *Der Scout.* In: Deutscher Hausschatz, 15. Jg. 1888/89, Nr. 38, S. 600 u. 602. Vgl. Ralf Harder: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays. Internetfassung 1999 (URL: http://www.karl-may-stiftung.de/blind.html): „Allein durch

Ein weiteres Beispiel aus *Von Bagdad nach Stambul*:

> *Gehen durfte* [konnte] *ich nicht, aber beim Kriechen konnte ich mit den langsam und leise vorantastenden Fingerspitzen den Raum vor mir erst vorsichtig abfühlen, ehe ich den Körper folgen ließ.*[13]

Im Juli 1864 stellte sich Karl May als Dr. med. Heilig, Augenarzt, vor. Er schrieb sogar ein Rezept für ein Augenleiden aus. In seinem ersten von H. G. Münchmeyer 1882–1884 herausgegebenen Roman, *Waldröschen*, war die Hauptfigur, Dr. med. Karl Sternau, gut in Augenheilkunde unterrichtet. Karl May mußte ein Lehrbuch für Augenheilkunde studieren und verwenden, um genau die verschiedenen pathologischen Befunde der Augen zu beschreiben: Das Staphylom (Augenradhervorhebung, ein Vorsprung der Hornhaut oder der Lederhaut des Auges), Leukom (weiße Narbe der Augenhornhaut, nach Hornhautgeschwüren; eine starke Lichtundurchlässigkeit der Hornhaut), Katarakt (grauer Star) und das damalige Standardverfahren zur Entfernung von Katarakten.
In den früheren Texten, die Karl May geschrieben hat, beispielsweise *Die Rose von Ernstthal* und *Der verlorne Sohn*, werden Augenleiden und Augenärzte häufig erwähnt. Sogar später in *Ardistan und Dschinnistan* erregte eine Augenkrankheit Karl Mays Aufmerksamkeit:

> *Sieht man doch z.B. in Aegypten überall Mütter mit kleinen Kindern auf dem Arme, deren kranke Augen vollständig mit saugenden Fliegen bedeckt sind, ohne daß es einer solchen Mutter einfällt, diese quälenden Insekten zu entfernen. Daher die vielen blinden Menschen dort!*[14]

Im späteren Leben begann Karl May wieder, um seine Augen besorgt zu sein. May machte das Tabakrauchen dafür verantwortlich, dem Augenlicht abträglich zu sein. May war sein Leben lang selbst ein starker Raucher:

> *Ohne ein Augenarzt zu sein, konnte ich mich der Meinung nicht erwehren, daß auch seine Blindheit in enger Beziehung zu diesem starken Rauchen stehe, und daß ich da recht hatte, bewies mir dann die spätere Zeit.*[15]

So schreibt May über den blinden Münedschi, der nahe Gestalten nur als Silhouetten mit unklaren Konturen erkennen konnte. Es gibt ferner einen Dialog über das Rauchen zwischen dem Nichtraucher Morgenstern und dem starken Raucher Don Parmesan im *Vermächtnis des Inka*:

›Betasten‹ eine fast unbekannte Person zu erkennen, das vermag ›nur‹ ein Blinder, niemals ein Sehender. Die einzige Ausnahme: Jemand hat die Welt zunächst nur durch ›Ertasten, Lauschen, Riechen und Schmecken‹ kennengelernt und lernt erst danach sehen. Da May, als er diesen Abschnitt für den *Scout* schrieb, nicht blind gewesen sein kann, muß er es als Kind gewesen sein."
Menschen – mit stets gesunden Augen – hätten etwa so geschrieben: „*Er lag still.* Das Mondlicht fiel auf das Gesicht des Indianers. *Welche Überraschung; ich hatte – – Winnetou besiegt!*"

13 Karl May: *Von Bagdad nach Stambul.* Freiburg 1892, S. 430.
14 Karl May: *Ardistan und Dschinnistan I.* Freiburg 1909, S. 76.
15 Karl May: *Am Jenseits.* Freiburg 1899, S. 119.

»[...] Hat doch die Wissenschaft nachgewiesen, daß man vom vielen Rauchen den schwarzen Star, Amaurosis genannt, bekommen kann.«[16]

Amaurosis bedeutet teilweise oder totale Blindheit. Karl May gab das Rauchen auf, leider war es für seine Gesundheit zu spät:

Ich gestehe sogar ein, daß ich der stärkste von allen Rauchern war, die ich kennengelernt habe. Jetzt bin ich es nicht mehr. Es sind nun fünf Jahre her, da bat mich das Herzle [Klara May], *nicht mehr soviel zu rauchen. [...] Da legte ich die Zigarre, die ich im Mund hatte, weg und sagte: »Das ist die letzte gewesen im Leben, ich rauche nie wieder!«*[17]

Angst vor Erblindung war der Grund, warum Karl May das Rauchen aufgab. Rauchen erhöht die Gefahr, das Sehvermögen zu verlieren. Menschen, die eine Schachtel Zigaretten oder mehr pro Tag rauchen, haben im Alter ein zweieinhalbmal so hohes Risiko, daß sich eine Krankheit entwickelt, die möglicherweise zu Erblindung führt.[18] Rauchen ist ein vermeidbarer Risikofaktor für altersbedingte Macular-Degeneration (AMD). Andere Untersuchungen haben eine Beziehung zwischen dem Rauchen und dem Risiko für Katarakte angezeigt. Neue Studien weisen darauf hin, daß ein gesteigertes Risiko für AMD länger als ein Jahrzehnt, nachdem die Testpersonen aufgehört hatten zu rauchen, weiterhin bestand.
Bereits am 26. November 1893 schrieb May an seinen Verleger Fehsenfeld, daß er wegen seines Augenleidens kürzlich *zweimal in Leipzig* gewesen sei.[19] Und in diesem Zusammenhang entstand vermutlich im Sommer 1894 folgende Passage für *Old Surehand I*:

Ich wurde als ein krankes, schwaches Kind geboren, welches noch im Alter von sechs Jahren auf dem Boden rutschte, ohne stehen oder laufen zu können [...] Ich bin dreimal blind gewesen [...][20]

Karl May schrieb am 20. März 1897 einer unbekannten Person im Elsaß:

Da Sie die drei Bände Old Surehand noch nicht zu kennen scheinen, schicke ich sie Ihnen als Geschenk von Ihrem Old Shatterhand. Aus dem ersten Bande werden Sie ersehen, daß auch ich blind gewesen bin und also sehr wohl weiß, welche herrliche Gottesgabe den lieben Zöglingen Ihrer Anstalt versagt worden ist [...][21]

Schlußfolgerung

Medizinisch gesehen ist der Fall von Karl Mays Blindheit ein faszinierender. Alle Indizienbeweise – wie von Karl May in seinem literarischen Werk beschrieben – sprechen für seine frühe Kindheitserfahrung des Verlusts seines Sehvermögens: Die beschriebenen Sinne für Tasten, Hören, Riechen, die Nachtszenen.

---

16 Karl May: *Das Vermächtnis des Inka.* Stuttgart 1895, S. 88.
17 Karl May: *Winnetou IV.* Freiburg 1910, S. 274.
18 Journal of the American Medical Association. October 9, 1996.
19 Vgl. Fritz Maschke: Karl May und Emma Pollmer. Bamberg 1973, S. 59.
20 Karl May: *Old Surehand I.* Freiburg 1894, S. 411f.
21 Zit. nach: Volker Griese: Karl May – Stationes eines Lebens. SoKMG 104/1995, S. 29.

Karl May litt auch an unbewußter Furcht vor Erblindung – die unterdrückte ›langanhaltende Erinnerung‹, ausgedrückt in seiner Beschäftigung mit Augenärzten, Augenkrankheiten und der Behandlung von Augenleiden, über die er ziemlich gut Bescheid wußte.
Über die normale Entwicklung des Sehens beim Neugeborenen ist bekannt, daß ein gewisser Zeitraum nach der Geburt notwendig ist, den visuellen Input zu fördern, damit er das Sehzentrum in der Hirnrinde erreicht und sich dort aufbaut. Wir wissen, daß Karl May nicht mit Katarakten geboren wurde (er erwähnt keine Operation, um sie zu entfernen, noch mußte er dicke Brillengläser tragen). May litt an keinem schädigenden Augenleiden, das seine Hornhaut beeinträchtigt hat, was zu ernsten Sehstörungen im späteren Leben geführt hätte (die erhaltene Brille zeigt nur eine leichte Kurzsichtigkeit und Astigmatismus).
Die Erinnerung ist ein wichtiger fundamentaler Faktor und beeinflußt den weiteren Verlauf des Geschehens. Die Mehrzahl der Menschen erinnert sich nicht an Ereignisse vor dem dritten Lebensjahr. Die Äußerungen von Karl May: *Ich war weder blind geboren* und *Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor [...]* müssen nicht auf persönlicher Erfahrung basieren, aber darauf, was ihm von anderen Leuten, sehr wahrscheinlich von seinen Familienmitgliedern, gesagt worden war. Das bestätigt nur, daß es genug Zeit gab, die unerläßliche Verbindung zwischen den Augen und dem Sehzentrum aufzubauen.
Karl Mays erste Erinnerungen *Ich sah nichts. [...] Ich konnte die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen* mußten in einem Alter entstehen, als seine Augen schon erkrankt waren. Die vielen Märchen, die ihm seine Großmutter erzählte, gehören zu einer typischen langanhaltenden Erinnerung. Sie prägten sich ähnlich tief im Verstand von May ein, wie wir uns für immer an die Gebete erinnern, die man uns als Kinder beibrachte. Später verband Karl May auf seine kreative künstlerische Art seine Großmutter mit dem fiktiven Buch ›Der Hakawati‹; Märchen waren sein Lebenselixier:

> *Ich muß selbst zum Märchen werden, ich selbst, mein eigenes Ich.* (LuS, S. 138)[22]

In diesem Sinne erzählte May der jungen Verehrerin Marie Hannes seine Lebensgeschichte als Märchen. Marie schrieb später alles auf:

> „[...] daß Karl May am 25. Februar des Jahres 1842 in einem kleinen Dorfe Oberbayerns [...] geboren wurde. Er hatte zahlreiche Geschwister und seine Eltern waren arme Leute – blutarm sogar. Der kleine Karl nun war ein äußerst schwächliches Kind – fast gelähmt – sehr augenkrank – kurz – kaum lebensfähig. Wie hätte ihm sein Vater, der so schwer mit Not und Elend zu kämpfen hatte, eine kostspielige Kur und Behandlung ermöglichen sollen, um den kleinen siechen Körper zu kräftigen? [...]
> An einem Frühlingsmorgen, als der kleine Karl, vom Sonnenschein unwiderstehlich angelockt, vor seine Thürschwelle gekrochen war (gehen konnte er ja nicht) und mit seinen halbblinden Augen sehnsüchtig dem fröhlichen Spiel jauchzender Kinder zugeschaut haben mag – da – kam plötzlich ein flotter Vierspänner in scharfem Trabe um die Ecke gebogen und sauste die schmale Dorfstraße hinab. Kreischend stob die

22 Vgl. Ralf Harder: Kara Ben Nemsi und der Wolf. Internetfassung 1998 (URL: http://www.karl-may-stiftung.de/wolf.html).

lustige Kinderschar nach allen Seiten auseinander, an den kranken Karl May dachte keines. Ja, nicht eher dachten sie an ihn, als bis sie ihn blutend und bewußtlos am Boden liegen fanden. –
Der einzelne Herr im Fond des Wagens war bestürzt herausgesprungen und half das arme Kind ins Haus tragen – man untersuchte es und fand schwere Verletzungen. An ausreichende Pflege und kräftigende Kost war im Häuschen seiner Eltern kein Gedanke! Der Fremde, ein österreichischer Edelmann, im besten Wortessinne, sah das ein und ließ den Kranken in die Stadt – in ein gutes Krankenhaus bringen, wo er ausgezeichnet aufgehoben war. Er machte dort auch eine Augenoperation durch und zwar mit bestem Erfolge und verließ das Hospital völlig gesund und kräftig, mehr als er es bis dahin jemals gewesen war.“[23]

May erzählte Marie ein Märchen, sprach von Oberbayern, weil er seine Herkunft verschleiern mußte. Er wollte Marie Hannes offensichtlich von Hohenstein und Ernstthal fernhalten; dort hätte sie die ganze traurige Vergangenheit über seine Haftzeit etc. erfahren. Mays frühkindliche Erblindung – wenn auch dichterisch ausgeschmückt – ist jedoch keinesfalls ein Märchen. In der *Rose von Ernstthal* (1874) heißt es:

> *Die Frauen waren erst am Nachmittage bei dem Arzte* [in Chemnitz, ca. 15 km von Hohenstein-Ernstthal entfernt] *vorgekommen. Dieser hatte die kranken Augen einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen und dann den Kopf geschüttelt. Die medicinische Kenntniß hatte damals noch nicht die Höhe der Entwicklung erreicht, auf welcher sie sich jetzt befindet; man stritt sich über die verschiedenen Systeme und war noch nicht zu der Erfahrung gelangt, daß es die beste Kunst des Arztes sei, Hindernisse zu entfernen und die Natur zu unterstützen. Man erging sich in den verschiedenen Philosophemen und nur selten wagte ein begabter Kopf, den Damm der herkömmlichen Heilmethoden zu durchbrechen. Und so erhielt die Blinde nach beendigtem Kopfschütteln eine kühlende Einreibung nebst einer Auflösung von Galizienstein und wurde dann mit einigen Trostesworten entlassen.*[24]
> *In kurzer Zeit hatte die inquirirende Wirthin erfahren, daß er ein Augenarzt sei und nach Dresden* [!] *reise, um einen dortigen vornehmen Blinden in Behandlung zu nehmen. Erfreut von dieser Entdeckung erzählte sie ihm von Augusten und bat, das Mädchen einmal holen zu dürfen.*[25]

Der Chemnitzer Augenarzt kann nicht helfen – der Augenarzt, der *nach Dresden* reist, kann helfen! Die Heilung dieser fiktiven Erblindung in Verbindung mit Dresden ist hoch autobiographisch; schließlich war May in der Landeshauptstadt von den tüchtigen Ärzten Haase und Grenser geheilt worden. In dem Sammelwerk *Das Buch der Liebe* (1875) stellt May die Entwicklung vom Säugling bis zum zeugungsfähigen Mann dar. Er berichtet über die Gefahren des Säuglings und erwähnt überraschend Blindheit, auch werden Tast- und Gehörsinn kurz erläutert. Als *wissenschaftliche Darstellung der Liebe*, so der Untertitel des Sammelwerks, ist dies

---

23 Manuskript von Marie Hannes. Zit. nach Hans-Dieter Steinmetz/Dieter Sudhoff (Hg.): Leben im Schatten des Lichts. Bamberg 1997, S. 87f.
24 Karl May: *Die Rose von Ernstthal.* In: Deutsche Novellen-Flora, Neusalza 1874, S. 202.
25 Ebd., S. 3.

recht ungewöhnlich und eigentlich nur verständlich, wenn man weiß, daß der Autor als Kind blind war.[26]

Die ersten visuellen Erinnerungen, die sogenannten ›Blitzlichterinnerungen‹, die von Karl May beschrieben werden (das von Pocken entstellte Gesicht seiner Schwester und die Frösche im Teich) können zeitlich eingeordnet werden. Sie stammen vom Winter und Frühjahr/Sommer 1846, der Zeit der Behandlung von May in Dresden.

Daß ich [...] volle vier Jahre siechte [...] Es war nicht nur die Sehbehinderung, sondern auch eine allgemeine Erkrankung. Und doch wurden beide Beschwerden irgendwann zwischen September 1845 und März 1846 erfolgreich geheilt. Die Behandlung erforderte keinen chirurgischen Eingriff an den Augen. Unter Berücksichtigung und dem Ausschluß von anderen Möglichkeiten scheint es nur eine Schlußfolgerung zu geben: **Karl May litt als Kind an Vitamin-A- und -D-Mangel.**

*

Wie immer gibt es ein Buch, das dieses Thema behandelt. Dr. Oliver Sacks, Professor der Neurologie am Albert Einstein College für Medizin, New York, veröffentlichte ›Ein Anthropologe auf dem Mars‹ (›An Anthropologist on Mars‹).[27] Darin findet man ein Kapitel ›Zu sehen und nicht zu sehen‹ (›To see and not to see‹), welches die Schwierigkeiten von Leuten beschreibt, die sehen lernen mußten, genau wie Karl May schreibt: I*ch lernte sehen und kehrte, auch im übrigen gesundend, heim.* (LuS, S. 20)

Die zwei versteckten Bedeutungen

Es gibt zwei Sätze, die Karl May in seiner Biographie schreibt, die kaum interpretiert worden sind.

(1) *Als ich sehen lernte [...]* (LuS, S. 32) Wir, die sehend geboren wurden, können uns kaum die Verwirrung zwischen visuellen Objekten und ihren Bedeutungen nach einer Zeit der Blindheit vorstellen. Wenn wir unsere Augen am Morgen öffnen, öffnen wir sie in eine Welt, für die wir ein Leben lang gebraucht haben, sehen zu lernen. Für jemanden, der wenig mehr als die visuellen Erfahrungen eines Säuglings hatte, gibt es keine visuellen Erinnerungen, die eine Wahrnehmung unterstützen. Die Netzhaut und der Sehnerv sind aktiv, übertragen Impulse, aber das Gehirn kann keinen Sinn darin sehen. Mit einem neurologischen Begriff: das Sehzentrum ist agnostisch. Das Gehirn eines Kindes hat die Formbarkeit, sich anzupassen. Sehen zu lernen erfordert eine radikale Änderung der neurologischen Funktionsweise

---

26 Vgl. Karl May: *Das Buch der Liebe.* Dresden 1875 (Reprint KMG 1988), S. 102.

27 Oliver Sacks: An Anthropologist on Mars. Picador edition by Pan Macmillan, Australia 1995. – Dieses Buch ist ein Muß für jeden, der am Problem der Erblindung von Karl May interessiert ist. Es muß gelesen werden, um die Verbindung zwischen Fühlen und Sehen zu verstehen, die Augen-Gehirn-Achse, die Eindrücke von Tast-, Hör- und Riechwahrnehmungen. Prof. Oliver Sacks ist auch der Autor von ›The Man who Mistook his Wife for a Hat‹ (›Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte‹), einer weiteren interessanten medizinischen Studie.

und, damit verbunden, eine radikale Änderung der psychologischen Funktionsweise, des Selbst, der Identität.[28]
Diese einfache Aussage von Karl May, *Als ich sehen lernte*, macht den Umstand, daß er vorher nicht sehen konnte, glaubwürdig.
(2) *Nur wer blind gewesen ist [...]* (LuS, S. 31) Blindheit hat ihre ganz eigene positive Eigenschaft. Andere Verfahren bewußter Wahrnehmung entwickeln sich. Eine eigene Welt beginnt zu existieren. Erwachsene werden nach dem Wiedererlangen des Sehvermögens oft depressiv. Jedoch stehen Erwachsene nicht, neurologisch gesprochen, auf demselben Ausgangspunkt wie Kinder, deren Hirnrinde gleichpotentiell ist – gleichartig bereit, sich jeder Form der Wahrnehmung anzupassen. Karl May hatte das Glück, eine fürsorgliche und verständnisvolle Großmutter zu haben, die seine Innenwelt entwickelte, die er später im Leben nie völlig aufgab. Es ist bekannt, daß einige blinde Menschen eine Operation ablehnen, um ihnen ihr Sehvermögen zurückzubringen. Sie ziehen es vor, in ihrer eigenen Welt zu leben.
Es ist gute medizinische Tradition zu glauben, was der Patient sagt. Als Karl May 1910 seine Biographie schrieb, erwähnte er die medizinischen Probleme, die ihm in der Vergangenheit Angst einflößten – seine frühe Erblindung, der Gedächtnisverlust und die Halluzinationen.[29] Karl May fand keine Erklärung für das, was mit ihm geschah. Dies rechtfertigt jedoch nicht zu behaupten, er hätte die Unwahrheit gesagt.[30]

Ich danke Nicola Pahl für diese Übersetzung und Ralf Harder, der mich auf wichtige Forschungsmaterialien aufmerksam gemacht hat. Ferner danke ich dem Augenspezialisten Dr. Ariel Borowitz, Elsternwick, Australien, mit dem ich fruchtbare Gespräche geführt habe.

---

28 In seinem klassischen Buch ›Space and Sight‹ (›Raum und Sicht‹) (hg. 1932) überprüfte Marius von Senden jeden veröffentlichten Fall von Leuten, die im Zeitraum von einhundertunddrei Jahren ihr Sehvermögen wiedergewannen. Er erwähnte den Fall von zwei Kindern, deren Augen in frühester Kindheit verbunden worden waren, und die, als die Verbände im Alter von fünf Jahren entfernt wurden, keine Reaktion darauf zeigten, kein Sehen zeigten und blind zu sein schienen. Sie wußten nicht, wie sie ihre Augen benutzen sollten.

29 Vgl. William E. Thomas: Karl May und Dissoziative Identitätsstörung. Internetfassung 1999 (URL: http://karl-may-stiftung.de/did2.html).

30 Vgl. Johannes Zeilinger: AUTOR IN FABULA – Karl Mays Psychopathologie und dic Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus. Med. Diss., Leipzig 1999. Dr. Zeilinger ist der Ansicht, May sei niemals blind gewesen. Hainer Plaul schreibt jedoch: „Eine Nichte Karl Mays, Frau Ella Langer, geb. Schöne, Glauchau, die mit ihrem Onkel nach eigener Aussage stets im besten Einvernehmen gestanden hat, hat in einem am 1.8.1970 stattgefundenen Gespräch dem Verf. auf Anfrage dieses Gebrechen [Blindheit] bestätigt. Zum Zeitpunkt der Unterredung war die Informantin bereits 92 Jahre alt, jedoch körperlich und geistig auffallend rüstig [...]“ (Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: JbKMG 1979, S. 91, Fußnote 78).

Manfred König

Ich war wie ein Tier vor dir

oder: der ›Geist‹ im Droschkengleichnis

In letzter Zeit waren einige interessante Beiträge zum ›Droschkengleichnis‹ zu lesen: in den Mitteilungen[1] und zuletzt im Jahrbuch 1999 von Hermann Wohlgschaft.[2] Ist man auf diese Weise aufmerksam geworden, fällt einem mancherlei ins Auge, was man sonst leicht übersehen würde. Und da lese ich nun in *Ein Schundverlag* folgende interessante Stelle:

> *Es gleiche der Mensch einem Dresdner Taxameter. Der Wagen ist der Körper, das Pferd die Anima, der Kutscher die Seele. Diese drei erfüllen alle Bedingungen; aber obgleich sie es tun, so bringt es doch nichts ein. Da kommt ein Fahrgast, steigt auf und befiehlt »Blasewitz, Sommerstrasse 5.« Das ist der Geist. Erst durch ihn wird das Fuhrwerk nützlich; erst durch ihn erfüllt es seinen Zweck. Wo kommt dieser Fahrgast her? Wer ist er? Und wohin geht er, wenn er ausgestiegen ist? Ich will es meinen Lesern sagen.*[3]

I.

Das ist also eine weitere Variante des Droschkengleichnisses, die vierte neben den drei andern, die in den erwähnten aktuellen Beiträgen genannt wurden (die Variante in ›„Ich“‹ [Gesammelte Werke Bd. 34] ist augenscheinlich eine Bearbeitung der Wagnerschen Fassung):

1. Karl Mays Brief an Hans Möller vom 6.10.1905,
2. das Referat von Heinrich Wagner von 1906,
3. der Zeitungsbericht von der Amerikareise 1908.[4]

---

1 Jürgen Pinnow: Ein Vorläufer des Droschkengleichnisses von Karl May. In: M-KMG 113/1997, S. 21–25; Horst Friedrich: Karl May und das Droschkengleichnis. In: M-KMG 114/1997, S. 15; Jürgen Pinnow: Nachträgliches zum Droschkengleichnis. In: M-KMG 115/1998, S. 54; Horst Friedrich: Nochmals zum Droschkengleichnis. In: M-KMG 118/1998, S. 69; Jürgen Pinnow: Droschkengleichnis und kein Ende… In: M-KMG 119/1990, S. 63.

2 Hermann Wohlgschaft: Mays Droschkenparabel und das Enneagramm oder Die Gottesgeburt in der Seele des Menschen. In: JbKMG 1999, S. 297–359.

3 Karl May: *Ein Schundverlag. Ein Schundverlag und seine Helfershelfer*. Bamberg 1982 (= Karl May: Prozeß-Schriften 2. Hg. von Roland Schmid. Reprint KMV), Zitat auf S. 326 (Seitenangaben im weiteren Verlauf ohne nähere Bezeichnung beziehen sich auf diesen Reprintband.)

4 1. „Liebe Wißbegierde!“. Karl und Klara Mays Briefwechsel mit Hans Möller. In: JbKMG 1998; dort S. 14. — 2. Heinrich Wagner: Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie. Passau 1906. In: Siegfried Augustin: Für und wider Karl May. Ubstadt 1995 (= Materialien zur Karl-May-Forschung 16. Reprint KMG), S. 129–180, dort S. 166/167. — 3. Vortrag des Herrn Dr. Karl May. In: Der Deutsche Herold vom 19.10.1908. Abdruck in: Gerhard Klußmeier/Hainer Plaul: Karl May. Biographie in Dokumenten und Bildern, Hildesheim ^{2}1992, S. 254/255. — Hermann Wohlgschaft hat

Da *Ein Schundverlag* 1905 gedruckt wurde, könnte hier die – bisher – früheste May-Fassung des Droschkengleichnisses vorliegen, wenn die Niederschrift – bzw. der Druck – vor dem eben genannten Brief erfolgte.
Die äußere Bezeugung gibt darüber keine Gewißheit. Das Vorwort des Reprints des KMV nennt nur 1905, ebenso andere bibliographische Verzeichnisse, die ich eingesehen habe.[5] Ausführlichere Angaben entnehme ich Hainer Plauls Bibliographie: „Erschienen: 1905 (nicht vor Anfang April)".[6] Hermann Wohlgschaft grenzt ab: Frühjahr (1905).[7]
Wie sicher sind diese zeitlichen Festlegungen?
Hierfür gibt offenbar die ›innere Bezeugung‹ die entsprechenden Hinweise: Karl May zitiert in *Ein Schundverlag* vier Briefe, zwei davon sind mit Datum versehen (Nr. 1 und Nr. 2), zwei dagegen nicht. Diese undatierten Briefe (Nr. 3 und Nr. 4) lassen sich als Voreditionen unter den Nummern 390 bzw. 391 in Plauls Bibliographie (S. 285f.) identifizieren, mit Erscheinungsdatum vom 29.3.1905 bzw. 5.4. 1905, so daß sich folgerichtig sagen läßt, daß dies der ›terminus a quo‹ ist: „nicht vor Anfang April" – vorher kann *Ein Schundverlag* demnach nicht entstanden sein, wobei – wie oben – zwischen Niederschrift und Druck noch zu unterscheiden ist.
Gibt es mit gleicher Sicherheit einen ›terminus ad quem‹? (Außer dem 31.12.1905 natürlich!) Vielleicht läßt sich diese Frage beantworten, wenn man den Text sorgfältig auf biographische Bezüge im Jahr 1905 hin durchsieht.

II.

Eine Reihe von biographischen Bezügen trägt leider zur Datierung nicht sehr viel bei: wenn May z. B. erwähnt, daß er 63 Jahre alt sei, wenn er die Zahl seiner gesammelten Werke mit *dreißig* beziffert oder wenn er einmal eine sechsjährige ›Leidenszeit‹ beschreibt:

> *Den grossen Fehler meines materiellen Lebens, dass ich mich bestimmen liess, sechs Jahre für die Interessen eines Münchmeyer tätig zu sein, habe ich s o e b e n* [Sperrung von mir, M.K.] *durch die Leiden der letzten sechs Jahre abgebüsst [...]* (S. 414)

So viel läßt sich jedenfalls sagen: daß diese Angaben nicht der Annahme widersprechen, *Ein Schundverlag* sei „im Frühjahr 1905" entstanden.
Vergegenwärtigt man sich noch die Problematik und die negativen Folgen, die sich

---

mich freundlicherweise darauf hingewiesen, daß kürzlich noch zwei weitere Fassungen dieses Vortrags veröffentlicht wurden, nämlich in: In fernen Zonen. Karl Mays Weltreisen. Bamberg 1999 (= Karl May's gesammelte Werke 82). Dabei handelt es sich um zwei Zeitungsfassungen, die eine in deutscher (Anzeiger und Post), die andere in englischer Sprache (Evening Tribune): ebendort S. 376ff. und S. 381ff.). – Dem KMV und seinen Mitarbeitern möchte ich für diesen – nach meinem Empfinden – sehr gelungenen Band herzlich danken.

5 z. B.: Karl May. Hg. von Helmut Schmiedt. Frankfurt 1983, S. 360; Martin Lowsky: Karl May. Stuttgart 1987, S. 127; Hans Wollschläger: Karl May. Zürich 1976, S. 212; Karl-May-Handbuch. Hg. von Gert Ueding. Stuttgart 1987, S. 549.

6 Hainer Plaul: Illustrierte Karl May Bibliographie. Leipzig 1988, S. 286, lfd. Nr. 392.

7 Hermann Wohlgschaft: Große Karl May Biographie. Paderborn 1994, S.780.

für May durch den Verkauf des Münchmeyer-Verlages am 16.3.1899 an A. Fischer ergaben,[8] und nimmt man obiges *soeben* als ziemlich genaue – aber doch nur ungefähre – Angabe hinzu, dann würde als Abfassungszeit für *Ein Schundverlag* das Frühjahr 1905 durchaus in Frage kommen. –
Wichtiger als diese Überlegungen zur Datierungsfrage ist jedoch, wie man folgenden Sachverhalt beurteilt: Karl May erwähnt in *Ein Schundverlag* eine *Eingabe an die Anwaltskammer*, die er *schon setzen lasse!* (S. 411) Sollte es sich bei dieser *Eingabe* um die „Beschwerde" in Sachen May ./.Lebius wegen „versuchter Erpressung" handeln – dies Strafverfahren war von der Staatsanwaltschaft am 14.3.1905 eingestellt worden –, dann ergäbe sich hier ein Hinweis auf die Abfassungszeit von *Ein Schundverlag*: Denn laut Plaul wurde eine Beschwerde Mays gegen diese Einstellung am 26.5.1905 abgewiesen und am 10.8.1905 vom Oberlandesgericht bestätigt.[9]
Zur Entstehungsfrage noch eine letzte Beobachtung: Bezüge auf die für May bedeutende gerichtliche Auseinandersetzung mit Lebius vom Herbst 1905 habe ich im Text von *Ein Schundverlag* nicht entdecken können.
Als Ergebnis lässt sich also festhalten: Es spricht nichts gegen, aber viel für die Annahme, daß *Ein Schundverlag* im Frühjahr 1905 oder etwas eher entstanden ist.[10]

III.

In einem weiteren Abschnitt befasse ich mich mit der Frage, wie sich die Annahme, der Text in *Ein Schundverlag* sei die Erstfassung des Droschkengleichnisses von May, bei einem Textvergleich darstellt. Sehr aufschlußreich ist dazu die Synopse der vier Textfassungen, die ich angefertigt habe (siehe Anhang S. 26ff.). Dazu einige Bemerkungen:
Als May-Texte im eigentlichen Sinne können nur die beiden ersten Texte gelten, die Fassung aus *Ein Schundverlag* und die Fassung aus dem Brief an Hans Möller. Bei der Fassung von Wagner ist unklar, wie eng er sich an die ihm zur Verfügung stehende May-Vorlage hält – und bei dem Text aus dem ›Deutschen Herold‹ handelt es sich um einen ›Bericht‹; auch da erhebt sich die Frage, wie präzise der Berichterstatter den May-Vortrag wiedergibt. Dennoch bieten sie gutes Vergleichsmaterial. Die einzelnen Elemente, die zusammen das Gleichnis ergeben, lassen sich so auflisten:

1. Mensch = Droschke
2. Körper (Leib) = Wagen
3. Anima = Pferd
4. Seele = Kutscher
5. Geist = Fahrgast, anschließend folgt die Deutung.–

Beim Textvergleich fällt auf, daß *Ein Schundverlag* die kürzeste Fassung enthält.

---

8 Wollschläger, wie Anm. 5, S.96.
9 Anm. Nr 307 in: Karl May: *Mein Leben und Streben.* Hg. von Hainer Plaul. Hildesheim ^{2}1982.
10 Dies entspricht auch der Auffassung von Ralf Harder, dem ich für seine freundliche Hilfsbereitschaft an dieser Stelle herzlich danken möchte.

Sie bietet fast nur das Rohmaterial, das Gerippe, und kommt ohne weitere Zusätze aus. Das spricht für ihre Ursprünglichkeit – nach der Regel: lectio brevior potior,[11] die m. W. zwar ihren eigentlichen Ort in der Bibelexegese hat, die ich aber – zumindest probeweise – auch hier anwenden möchte. Es ist zugleich die Fassung, aus der sich die weiteren Ausformungen am besten nachvollziehen lassen: die Ausweitungen, aber auch die Kürzung. Denn an einer Stelle bietet die Version aus *Ein Schundverlag* einen längeren Text als die anderen, nämlich gleich am Anfang: aus *Dresdner Taxameter* wird *Droschke*. Ein *Dresdner Taxameter* mag im Zusammenhang mit Mays Leben, ja: mit Mays Wohnung in Blasewitz (Sommerstr. 7, nicht 5!)[12] und mit der ganzen ›Münchmeyerei‹, die ja vornehmlich in Dresden handelt, seinen Sinn haben, in anderen Erzählzusammenhängen aber nicht, deshalb erfolgt dann wohl dort die allgemeinere Formulierung *Droschke*.[13]

So wird ja auch die Aktualisierung der Straßennamen verständlich: May schreibt einem jungen Gymnasiasten, Hans Möller, nach Potsdam, versetzt das Gleichnis in dessen Erfahrungswelt und benutzt Straßen, die es dort vor Ort gibt. Also heißt es nicht mehr *»Blasewitz, Sommerstrasse 5«*, sondern *»Lindenstraße und Jäger-Allee nach der Artillerie-Kaserne und dann nach Fahrland durch das Nedlitzer Holz!«*

In der Brief-Fassung verdient das Ausdruck *trivial* besondere Beachtung: Würde May einen Text von Plato ›trivial‹ nennen, würde May einen Abschnitt aus den Upanischaden, einem religiösen und damit auch ›heiligen‹ Text, ›trivial‹ nennen, wenn ihm bewußt wäre, daß er hier aus einer fremden Quelle schöpft!?

Wieso steht dieser Kommentar *trivial* überhaupt hier am Anfang, vor Beginn des Gleichnistextes? Warum steht er nicht hinterher, als Urteil über das, was dem Verfasser da gelungen oder mißlungen ist? – Weil er offenbar schon wußte, was er schreiben wollte, so meine ich. Das Gleichnis war schon da, in seinem Kopf. Er mußte – in einem Brief! – nicht spontan und mit heißer Feder formulieren, sondern das Ganze war ihm schon gegenwärtig. So kann er sich auch eines gewissen ›Plaudertones‹ bedienen, wie man es in einem Brief an einen Gymnasiasten erwarten mag. Aus *Fahrgast* z. B. wird da *ein Herr, dem man es ansieht, daß er zahlen kann.* May bemüht sich, seinem Partner das Verstehen zu erleichtern. Er personalisiert und individualisiert, indem er den jungen Mann beim Namen nennt: *Ist Hans Möller nicht mehr blos Anima* ... Insbesondere bei der Deutung des Gleichnisses ist schließlich in der Brief-Fassung eine Ausweitung unverkennbar. Nicht nur ein Geist fährt da mit, sondern: Goethe, Schiller... Zum Schluß, nachdem die andern

---

11 Die kürzere Lesart ist die bessere.

12 Vgl. Wohlgschaft, Biographie, S. 757.

13 Erst beim Schreiben dieses Artikels wurde mir klar, daß es sich bei der Adresse *Blasewitz, Sommerstr. 5* um eine Wohnung Mays handelt. Gleichzeitig tauchte in meiner Erinnerung die Ahnung auf, daß ich zu dieser Verwechslung der Hausnummern (5 und 7) im Zusammenhang mit dem Gleichnistext aus *Ein Schundverlag* schon irgendwann, irgendwo etwas gelesen habe, aber mir fällt beim besten Willen nicht ein, wann und wo! Wenn ich mich irre, ist es ja gut. Ansonsten fühle ich mich ein wenig dadurch entlastet, daß bisher niemand in der aktuellen Diskussion – immerhin seit zwei Jahren! – um das Droschkengleichnis diesen – vermuteten – Text ›entdeckt‹ oder reklamiert hat.

vertrieben, gewichen oder: der Geist Hans Möllers über sie hinausgewachsen ist, will aber Karl May – nicht gerade bescheiden – als Fahrgast-Geist, als Seelen- oder besser: ›Geistführer‹ mit auf das Gefährt. (Und so fahren sie alle miteinander in den ›Himmel‹ hinein!)
Ein Blick hinüber, in die vierte, zeitlich letzte Fassung von 1908, zeigt aber die Proportionen wieder zurechtgerückt, denn an herausragender Position als Geist ist dort nicht mehr Karl May, sondern Jesus Christus über die anderen ›Geister‹ gestellt: *Der Kutscher oder die Seele, die einen Schiller [...] oder gar einen Jesus Christus fährt*! Nicht nur Hans Möller, sondern auch Karl May hatte noch zu wachsen, ja: über sich hinauszuwachsen.[14]
Interessant ist in der Wagner-Fassung, daß bei der Hinführung zum Gleichnistext, wo in der Brief-Fassung *trivial* steht, ebenfalls ein Kommentar auftaucht: „drastisch". Ist das O-Ton May oder O-Ton Wagner? Das ist auch die Frage bei der Straßenbezeichnung „Marienstraße 24": Wer aktualisiert hier? Schon May oder erst Wagner?– Auffällig ist weiter, daß nur hier Pferd, Wagen, Kutscher und Fahrgast mit einiger Ausführlichkeit beschrieben werden: „alt oder jung ... usw." Deutet dies auf noch eine andere May-Fassung des Gleichnistextes hin? Die in einem Brief an Heinrich Wagner stand? „Er [May] hat sich einmal [...] eines Gleichnisses bedient" – wo denn bitte? Das würden wir gerne wissen!
Letzte Beobachtung: Bei der Deutung des Gleichnisses ist eine Entwicklung unverkennbar, daß nämlich ›Seele‹ sich in ›Geist‹ verwandeln soll. Dies ist bei der Fassung in *Ein Schundverlag* so (noch) nicht der Fall. May scheint sich erst im Laufe der Zeit über die Zielrichtung des Gleichnisses klar geworden zu sein und je nach Anlaß zu aktualisieren und zu formulieren.– Ich breche hier ab.

IV.

Im folgenden Teil möchte ich noch ein paar Gedanken vortragen zum Thema: Quelle oder eigene Schöpfung.
Zu diesem Thema hat es bei Pinnow, Friedrich und Wohlgschaft einige sehr interessante Erörterungen gegeben. Von Plato und indischen Texten ist da als mögliche Quelle die Rede. Nun will ich gar nicht in Abrede stellen, daß May diese Texte gekannt haben könnte. Ein direkter Beweis ist m. E. aber bisher nicht gelungen – ist vielleicht auch überhaupt nicht zu erbringen, selbst wenn es sich tatsächlich so verhalten sollte.
Jedenfalls die ganze Begrifflichkeit: ›Körper‹, ›Seele‹, ›Geist‹ und ihr Zusammenwirken, also die *neue Psychologie*, war im Jahre 1905 für May so neu nicht mehr – siehe die langen Gespräche und Reflexionen *Im Reiche des silbernen Löwen* über ›Seele‹ und ›Geist‹, z. B.:

> *»Hast du Geist, Sihdi?«* [So fragt der Pedehr.]
> *»Ich hoffe es,« antwortete ich.*

---

14 Das ›Nebeneinander-Fahren‹ könnte aber auch so verstanden werden, daß da zwei Kutschwagen gemeint sind, in denen May und Möller, beide unabhängige Geister, je für sich, aber miteinander dem himmlischen Ziel entgegenfahren.

»Nein, hoffe es nicht! Du hast zwar dieses Phantom, aber eigentlich hat es dich: du bist sein Sklave! Hast du Seele?«
»Meinst du eine Seele oder Seele überhaupt?«
»Sei nicht der spitzfindige, gelehrte Europäer, sondern antworte mir. Hast du Seele?«
»Ja.«
»Nein, sondern auch sie hat dich; aber sie ist kein Phantom sondern eine erhabene, göttliche Wahrheit, der wir unser Anrecht auf die Seligkeit verdanken.« (GR XXVIII, S. 322f.; erschienen 1902)

Ja, auch schon auf der Orientreise befaßt er sich mit ähnlichen Überlegungen. Dazu drei Zitate aus Mays Reisetagebuch der Orientreise.[15] Dort findet sich unter dem 28. Juni 1900 ein Eintrag über ein Besuch bei den ›Heulenden‹ in Scutari:

Luther sagt [im Kleinen Katechismus, den May während seiner Ausbildungszeit ausgiebigst kennengelernt hat, wie ein Blick in den neuesten KMG-Reprint zeigt, M.K.]*: »Fasten und leiblich sich bereiten ist wohl eine feine äußerliche Zucht«; aber Gott ist Geist, und wir haben auch eine Seele. Wenn diese Seele mit ihm in Verehrung spricht, soll der Körper still und ruhig sein und nichts tun, was so außerordentlich unseelisch, so turnerisch, so schlangenmenschartig aussieht, wie diese Quirlungen der Gedärme auf den Hüften. Es gehört das auch zu den gewalttätigen Unterdrückungen des Geistes.* (In fernen Zonen, S. 206)

Aber warum immer wieder diese Trauer um den Leib? Wo ist die Freude darüber, daß die Seele frei geworden ist? Die Trennung beider ist ja nur dann zu beklagen, wenn die irdische Vereinigung beider nicht zu dem Ziel geführt hat, welches sie zu erreichen hatte. (ebd., S. 227)

Kennst du die rollenden Spiralen der Chiesa Santa Maria della Salute in Venedig? Sie streben, Propheten tragend, nach allen Richtungen hinaus, doch fest verbunden mit der Kuppel bleibend. Der Körper lastet; der Geist ist es, der wirkt. Das ist ein monumentaler Ruf zur ächten christlichen Mission. (ebd., S. 229)

Also die Begriffe, aber auch Bilder, Vergleiche (dazu siehe weiter unten) standen May beim Schreiben von *Ein Schundverlag* schon länger zur Verfügung. Und nun ist es doch sehr interessant zu beobachten, wie sich – nach meiner Auffassung – das Gleichnis ganz organisch aus dem Erzählzusammenhang entwickelt, wie die entsprechenden Begriffe und Gedanken nach und nach auftauchen – und sich schließlich zum Bild, zum Gleichnis verdichten, ohne ihre Herkunft ganz abstreifen zu können: ein ›Dresdner‹ Taxameter gibt es da, und nach Blasewitz, Sommerstr. 5, will der Fahrgast, und nicht etwa nach Radebeul, Kirchstraße 5, wo der Autor im Jahre 1905 wohnt.
Er bleibt also den Orten, den Umständen der Vergangenheit, die er schildert, verhaftet. – Ich versuche, dies hier einmal nachzuzeichnen:

Gleissner war die Seele des Geschäfts [der ›Münchmeyerei‹, M.K.]. *Er konnte alles, entdeckte stets neues, war vorsichtig, doch unternehmend und wusste überall Rat. Es*

15 Zitiert nach ›In fernen Zonen‹, wie Am. 5.

> *fehlte ihm nur Eines, seinen eigenen Weg zu machen, nämlich das selbstbewusste Auftreten, das Imponieren, die Suada, der Kothurn. Es war ihm nicht gegeben, jemand zu überreden; darum blieb er stets im Hintergrunde.* (S. 285)

Der *»Heinrich«* aber, der diese Eigenschaften hat, läßt sich von Gleissner, der Seele, antreiben, die *knetet* ihn, bis er etwas begriffen hat und dann als *seine eigene[n] Gedanken* in die Tat umsetzt. (S. 285/286) Münchmeyer, der doch Geschäftsinhaber ist, ist also nicht einmal ›Seele‹, geschweige denn ›Geist‹. Er kann die Rolle nicht wahrnehmen, die er eigentlich spielen sollte.
Ansatzweise kommt ein weiteres Element aus dem Droschkengleichnis (das Pferd) in den Blick; May bekundet Mitgefühl mit Münchmeyer:

> *Er dauerte mich, der Heinrich! Es wäre ihm gar wohl möglich gewesen, es zu etwas besserem zu bringen, wenn er sich in engeren Grenzen gehalten und seiner Frau die Zügel fester angezogen hätte.* (S. 308)

Kurz kam auch schon der ›Geist‹ dahergefahren, wenn auch noch nicht als solcher benannt:

> *Der frühere Redakteur Otto Freitag, mein Vorgänger, der den »Heinrich« tot machen wollte, tat zwar so, als ob er das Geld ganz haufenweise verdiene, und fuhr nun schon in eigener Equipage, ging aber sehr bald wieder auf seinen eigenen Beinen und machte schliesslich Bankerott.* (S. 301)

Nun sind schon mehrere Bausteine des Gleichnisses beisammen, aber noch gelingt der Zusammenbau nur halb:

> *Ich habe Gleissner die Seele des Geschäftes genannt, und er war sie wirklich. Zur Seele gehört der Geist. Dieser fehlte dem Geschäft. Der »Heinrich« war nur so eine Art von Anima oder, besser gesagt, von Animus, Geist aber nicht. [...] Otto Freitag, mein Vorgänger, ein höchst geschäftsgewandter Berliner »Volksschriftsteller«, übernahm die Redaktion. Dieser Mann brachte [...] »Dampf in die Bude«. Der Wagen* [!] *rollte schneller; das Geschäft ging flotter; die Einnahmen mehrten sich.* (S. 311)

May kommt von diesem unvollendeten Bauwerk nicht los. Die Bausteine, die Bilder drängen sich wieder und neu auf: Er erzählt, wie er, geschäftlich unterwegs, *überall Otto Freitags Konkurrenz* zu spüren bekommt. *Von der Reise heimgekehrt, sah ich, dass Freitag in eigener Equipage fuhr. Das war bereits der Anfang des Endes. Der Geist, der gleich seine ersten Erfolge in die üppigen Wagenpolster setzt, ist wohl nicht der rechte; er geht zu Grunde.* (S. 313) –
Nun taucht auch das Pferd ›in persona‹ auf, zwar erst noch einmal wie schon gehabt: Münchmeyer *hätte diese* [seine] *geldgierige Frau straffer in die Zügel nehmen sollen* (S. 315).
Aber dann kommt das Pferd – nein, nicht stolz dahergaloppiert, sondern mühevoll als Ackergaul vor dem Pflug gehend:

> *[...] wenn ich an den »Heinrich« dachte, der verurteilt war, bei einem warmblütigen und nicht unedlen Temperamente den Pflug des weiblichen Geizes wie ein alter Ackergaul stets durch dieselben Furchen zu zerren, so tat es mir wehe um ihn, und es kam mir der Gedanke, dass ich trotz allem, was geschehen war, ihn doch nicht stek-*

ken lassen würde, wenn sich mir einmal eine Gelegenheit böte; ihn von diesem Pfluge aus- und abzuspannen. (S. 316)

Leider war er nicht selber ›Geist‹, und da von allen ›guten‹ Geistern (Freitag und May z. B.) verlassen, blieb eben nur die Pauline…

Versuchen wir einen Überblick, welche Elemente, welche Bausteine vom Gleichnis inzwischen vorhanden sind. Es kamen vor:

1. das Geschäft als Equipage, als Wagen, ›der schneller rollt‹;
2. Münchmeyer als *Animus*, als Ackergaul;
3. Gleissner als Seele des Geschäfts, als Leiter des Animus;
4. Freitag als *Geist*, als Fahrer der Equipage.

Auch May selber kommt mit ins Spiel, in das (noch nicht ganz fertige) Gleichnis: Er ist der ›neue‹ Geist, weil an die Stelle von Freitag tretend. Wie schon bei seinem ›Vorgänger‹ kam auch durch ihn ›der Wagen ins Rollen‹. Er (May) als Geist leitet die Seele (Gleissner), die wiederum den Animus (Münchmeyer) lenkt.[16]
May kann sogar *zuverlässige Zeugen* aufbieten, die bestätigen: *Als der Redakteur May in das Geschäft trat, ging es sogleich in einem ganz andern, bessern Tone.* (S. 317; dort gesperrt) Es wehte eben ein neuer, besserer ›Geist‹!
Im folgenden beschreibt May nun die Geschäftspraktiken in der Kolportage, bringt etliche Zahlen, beginnt ein neues Kapitel (S. 324) und gerät gewissermaßen in ein ruhigeres Fahrwasser: *sobald dieser Fluss zum Stehen und sein erregtes Wasser zur Ruhe und zur Abklärung gekommen ist*, (S. 325) ja, dann kann auch May in Ruhe und in anderem Zusammenhang in eine Form bringen, was er da vorher alles zusammengetragen hat – wobei das Lokalkolorit deutlich erhalten bleibt: der *»Heinrich«* taucht wieder auf, auch Dresden wird genannt (S. 325). Danach kommt er auf seine *neue Psychologie* zu sprechen und behauptet, daß es ein Unsinn sei zu glauben, *dass der Geist im Körper wohne.* (S. 326) Und nun folgt wenige Zeilen darauf das Droschkengleichnis, – doch nein: das ›Dresdner Taxametergleichnis‹! Und der Fahrgast, der Geist, der in das Dresdner Taxameter steigt, nachdem eine kleine Weile vorher schon zwei Dresdner Equipagen, ein Wagen und ein Ackergaul vorübergezogen waren, der nach Hause, nämlich nach Blasewitz, Sommerstrasse 5 (7!) will, das ist er selbst: Old Shatter—, nein, Karl May, der neue Geist, der den alten Geist (Otto Freitag) ersetzt hat und der nun mit dem Leser kokettiert: *Wo kommt der Fahrgast her? Wer ist er?*

Quelle – oder eigene Schöpfung?
Muß es denn schlußendlich tatsächlich auf diesen Gegensatz hinauslaufen? Wie jeder geistig tätige Mensch hat auch Karl May aus fremden Quellen geschöpft (*Mitarbeiter* gehabt, s. u.), welche auch immer das im einzelnen gewesen sein mögen. Aber ein schöpferischer Mensch – und das war auf seine Weise auch Karl May – wird dann auch Altes neu zusammen fügen, neue Verbindungen herstellen, neue Gestalten hervorbringen.
Hier ging es mir darum, den Weg nachzuzeichnen, wie aus verschiedenen Bau-

16 Siehe wie schon oben *Ein Schundverlag*, S. 285/286.

steinchen schließlich ein poetisches Kleinkunstwerk entstand. Denn: Hatte Karl May nicht schon immer ganz wesentliche Elemente seines Droschkengleichnisses parat? Seien es Begriffe oder Bilder:
Spontan fällt mir die Postkutsche, die ›Diligence‹ aus *Am Rio de la Plata* ein: wie da die Fahrgäste dem leichtsinnigen Kutscher ausgeliefert sind, und es prompt zu einem Unfall kommt. Das ist doch auch eine Art ›Droschkengleichnis‹.
Und ein besonderes hippodromisches Stückchen vollbringt Old Shatterhand in *Satan und Ischariot III*, als er mit Roß und Reiter und Wagen den Hohlweg hinaufstürmt: ein Fahrgeist mit sechs Pferden und sechs Reitern! Und als er sich – alles noch im gleichen Zusammenhang –, nach dem Kampf mit dem gegnerischen Häuptling auf dessen Pferd und dem Sturz, wieder mühsam aufrappelt, da erklärt er das eigentlich Unglaubliche so: *In dieser Gefahr erfuhr ich, wie schon so oft, wieder einmal, was der Geist über den Körper vermag.* (GR XXII, S. 557)
Und die vielen Pferde im Werk, die gezähmt werden müssen, die eines lenkenden ›Geistes‹ bedürfen, etwa der Rotschimmel in *Winnetou I.* Dann Hatatitla, der gelehrige, der nur seinem Herrn gehorcht; und Rih, der so feurig ist und gleich beim ersten Kennenlernen die Indianerkunststücke seines neuen Herrn mitmacht! Gewiß erinnern wir uns auch des edlen Assil Ben Rih, dem unter seinem Reiter so wunderbar leicht der Sprung über die Vergangenheit gelingt! Aber auch des dickfälligen Urgauls Smihk, der von seinem Herrn – Scheik Amihn – nur nach Schlägen fortzubewegen ist, nach liebevoller Behandlung durch einen anderen, neuen ›Geist‹, Kara Ben Nemsi, aber erstaunlich lenkbar und gefügig wird (GR XXXI, S. 75ff.): *was der Geist über den Körper vermag.*
Doch was ist das alles im Vergleich zum wundersamen ›Roß der Himmelsphantasie‹, dem Syrr, mit dem der Reiter wie im Fluge vorankommt, *immer weiter, bis grad in den Himmel hinein.*

> *Syrr war nicht nur edel, auch nicht nur hochedel; er war mehr. [...] Der Rappe sollte zunächst ganz seinen eigenen, freien Willen haben. Er sollte gleich am ersten Tag herausfühlen, daß ich nicht so dumm sei, seine Natur, seine Gaben, seine Vorzüge zu knechten und zu knebeln. [...] jetzt war es, als ob Alles, Alles verschwinden müsse, was lebenswidrig, was körperlich hindernd ist. War Syrr jetzt Geist geworden, nur Geist, vollständig ohne Fleisch und Bein? Er lief nicht mehr; er galoppierte und rannte nicht mehr, und – – er flog nicht mehr.* (GR XXIX, S. 470ff.) *Das war das Roß der Himmelsphantasie, der treue Rappe mit der Funkenmähne, der keinen andern Menschen trug als seinen Herrn, den nach der fernen Heimat suchenden. Sobald sich dieser in den Sattel schwang, gab es für beide nur vereinten Willen. Die Hufe warfen Zeit und Raum zurück [...] hinauf, hinauf ins klare Sternenland.* (ebd., S. 208f.) – – –

Doch: „Sachte, sachte, mein lieber ›Karl‹! Halten Sie Ihre Anima etwas zurück; das gibt einen vernünftigen Schritt, und wir fahren neben einander!“ Denn auch hier gibt es Parallelen. Ob May sie gekannt hat? Wer weiß…
„Wenn wir den Pferden den Zaum ins Maul legen, damit sie uns gehorchen, so lenken wir ihren ganzen Leib“, so heißt es im Neuen Testament, im Jakobusbrief (Kap. 3,3).
Und ob er auch die berühmte Stelle aus Martin Luthers ›De servo arbitrio‹ gekannt

hat, wo vom menschlichen Willen als einem Reittier die Rede ist?

> „So steht der menschliche Wille zwischen Gott und dem Satan. Er ist wie ein Pferd, das einen Reiter haben muß. Wenn Gott ihn reitet, geht er, wohin Gott will (vgl. Ps. 73,22). Wenn Satan ihn reitet, geht er, wohin Satan will. Es steht nicht in seinem Belieben, den einen oder den andern zu wählen und zu ihm zu laufen. Die beiden kämpfen vielmehr darum, wem er gehören soll."[17]

(Übrigens, in Psalm 73,22 steht: „Ich war wie ein Tier vor dir".)

Wer also ist der Geist im Droschkengleichnis?
Es ist: Otto Freitag, Pauline Münchmeyer, Karl May, Goethe, Schiller, Kant... gar Jesus Christus; es ist: ›Ich‹, mein Denken, Fühlen und Sein, mein Selbst, das, was aus mir gemacht wurde, und das, was ich selber mit mir habe machen lassen und aus mir gemacht habe, wen oder was ich an mich habe herankommen lassen, wem ich Macht über mir eingeräumt habe, wem ich mich anvertraut habe. Und so bin ich Teufel oder Engel; auch Edelmensch und: – dem Geister-Schmied, dem Schicksal, ruhig entgegenlächelnd –: reiner Geist.

> *Mögen der Mitarbeiter, die in mir wirkten, noch so viele sein, vor der sinnlichen Welt und also vor der Oeffentlichkeit treten sie zurück, und wenn mir die Gottheit oder die Menschheit naht, um mich nach meinem Leben, nach meinen Werken zu fragen, so bin nur ich, der Verleger, es allein, der die Bücher aufzuschlagen hat, ich, kein anderer! [...] Dann wird der frühere Schundverlag sich in etwas ganz anderes verwandeln, und das vorliegende Buch wird, wenn der Künstler kommt, von dem ich sprach, der seine Hand an mein Material zu legen hat, einen Titel erhalten, der anders als nach Schund zu klingen hat.* (S. 413 bzw. 416)

※

17 Martin Luther: Vom unfreien Willen. Eine Kampfschrift gegen den Mythus aller Zeiten aus dem Jahre 1525. Nach dem Urtext neu verdeutscht von O. Schumacher. Göttingen 1937, S. 54.

Ein Schundverlag (1905), S. 326	May an Hans Möller – 6.10.1905	H. Wagner: Karl May und seine Werke – (1906), S. 166	Der Deutsche Herold – 1908
Es galt eine vollständig neue Psychologie. Es ist ein Unsinn, zu glauben, dass der Geist im Körper wohne. Er, der Ergründer und Beherrscher aller Dinge, soll im weissgrauen Brei des Gehirnes hausen. Soll, wenn wir es ihm erlauben, einmal aus den Augen schauen, aus den Ohren horchen, aus der Nase schnobern dürfen! Welche Verrücktheit!	*...indem ich Ihnen folgendes Bild vorführe. Es ist trivial, aber ziemlich gut passend.*	So muß sich jede Seele zum Geist entwickeln, den Weg hiezu will Karl May zeigen.– Er hat sich einmal, um seinen Ideengang zu erläutern, eines Gleichnisses bedient, welches zwar drastisch klingt, aber bezeichnend und erklärend ist.	...daß der Mensch nicht nur in zeitlicher Reihenfolge sich aus dem Stoff in Kraft, in Seele, in Geist verwandelt und veredelt, sondern daß er zugleich auch sich als Persönlichkeit aus genau diesen vier Bestandtheilen zusammensetzt. Um dies anschaulich zu machen, bediente der Vortragende sich
(1.) *Es gleiche der Mensch einem Dresdner Taxameter.*	(1.) *Da steht eine Droschke.*	(1.) Der Mensch gleicht einer Droschke,	(1.) des Bildes einer Droschke.
(2.) *Der Wagen ist der Körper,*	(2.) *Der Wagen ist der menschliche Leib;*	(2.) der Wagen an sich kann alt oder jung, schön oder häßlich, praktisch oder unpraktisch, dauerhaft oder wackelig sein: Das ist der Leib.	(2.) Der Wagen ist der an sich todte, materielle Theil des Menschen, also der Leib.
(3.) *das Pferd die Anima,*	(3.) *die Anima ist das Pferd. Wenn die Anima sich in Bewegung setzt, so laufen sämmtliche Räder. Aber diese Bewegung gleicht derjenigen des Neugeborenen, der nur erst aus Leib und Anima besteht. –*	(3.) Das Pferd kann gut oder schlecht, stark oder schwach, gefügig oder störrisch, gesund oder krank, von edler oder von gemeiner Abstammung sein: Das ist die Anima, welche May von der Seele unterscheidet. Die Anima ist das Tier im Menschen, das uns, wenn es un-	(3.) Das Pferd ist die vorgespannte Kraft, durch welche der Wagen, der Leib Bewegung erhält. Wir nennen diese Kraft beim Menschen die Anima.

edel ist, so viel zu schaffen macht. Der Leib an sich, der Wagen, ist tot und bewegungslos, bis das Pferd vorgespannt wird. – Nun könnte er sich zwar bewegen, aber er darf nicht, sondern er bleibt angebunden, weil das Pferd, die Anima, ziel- und planlos fahren würde.

(4.) *der Kutscher die Seele. Diese drei erfüllen alle Bedingungen; aber obgleich sie es tun, so bringt es doch nichts ein.*

(4.) *Da steigt der Kutscher auf. Das ist die Seele.*
Jetzt ist Geschick und Wille da. Man kann loskutschieren; aber eintragen wird es nichts.

(4.) Da kommt der Kutscher; dieser kann geschickt oder ungeschickt, treu oder untreu, fleißig oder faul, kräftig oder schwächlich, ehrlich oder unehrlich sein: Das ist die Seele. Steigt er auf den Bock, so kann die Fahrt zwar beginnen, aber sie ist nutzlos, sie bringt nichts ein, sie hätte höchstens den Zweck, Wagen, Pferd und Kutscher, also Leib, Anima und Seele in Uebung zu erhalten.

(4.) Der Kutscher ist die Seele. Sobald er den Bock bestiegen hat und zum Zügel und zur Peitsche greift, ist das Ganze beseelt und kann zu arbeiten beginnen, bringt aber noch nichts ein.

(5.) Da kommt ein Fahrgast, steigt auf und befiehlt »Blasewitz, Sommerstrasse 5.«
Das ist der Geist. Erst durch ihn wird das Fuhrwerk nützlich; erst durch ihn erfüllt es seinen Zweck.

(5.) Hierauf kommt ein Herr, dem man es ansieht, daß er zahlen kann. Der steigt ein und befiehlt »Lindenstraße und Jäger-Allee nach der Artillerie-Kaserne und dann nach Fahrland durch das Nedlitzer Holz!«
Dieser Herr ist nun endlich der Geist, der Menschengeist, durch

(5.) Da aber kommt ein Fahrgast, der steigt ein und sagt zum Kutscher: „Ich muß nach der Marienstraße 24, aber schnell!“ Da nimmt die Seele die Zügel in die Hand und fort eilt der Leib nach dem angegebenen Ziele. Der Fahrgast kann schwer oder leicht, anspruchs-

(5.) Die Fahrgäste, welche einsteigen, bilden aus der Seele den Geist, aus dem dienstbaren Kutscher den freien Selbstbesitzer des Wagens.

Wo kommt dieser Fahrgast her? Wer ist er? Und wohin geht er, wenn er ausgestiegen ist?
Ich will es meinen Lesern sagen. Aber wenn ich das in der gewöhnlichen Weise tue, so begreifen sie es nicht. Ich muss ihnen Anschauungsunterricht geben, ihnen Beispiele liefern, Geschichten erzählen, die so interessant sind, dass sie sie lesen. Dabei belehre ich sie heimlich, ohne dass sie es bemerken. Und wenn sie so weit sind, wie ich es wünsche, so kann ich dann den Vorhang im Saistempel lüften und ihnen das lebengebende Geheimnis enthüllen, von dem die bisherige Welt gelogen hat, dass es einem Jeden den Tod bringe, der es zu sehen bekommt.

den die Droschke provitabel wird, denn er verlangt nichts umsonst.
Ist Hans Möller nicht mehr blos Anima, sondern bereits schon Kutscher, so fährt er heut Göthe, morgen Schiller, übermorgen Kant, hierauf Michel Angelo, dann Wagner oder Nietzsche. Die zahlen gut, nicht blos nach Tarif, sondern mit fairen Trinkgeldern. Die Summe mehrt sich von Tag zu Tag. Und ist Hans Möller kein dummer Kerl und zählt er eines schönen Abends nach, so findet er, daß er nun genug beisammen hat, um nun sich selber zu fahren, an- statt immer nur Andere. Er schraubt den Bock ab, wirft ihn herunter und setzt sich in den Fond des Wagens, wo immer nur andere Geister saßen, nach denen er sich richtete. Nun ist er selbst Geist geworden und also reif genug, einen eigenen Willen und ein eigenes Ziel zu haben. Er greift in die Zügel, knallt mit der Peitsche, und vorwärts geht es, bis er Einen hinter sich rufen hört: »Sachte,

voll oder bescheiden, friedlich oder zänkisch, freigebig oder knickerisch sein:
Das ist der Geist! Nur wenn der Geist sich mit der Seele eint, wird der Zweck des Ganzen erreicht, bald mehr, bald weniger.
Wie der Kutscher sich durch seine Fahrgäste bereichert, so daß er allmählich zur Selbständigkeit gelangt und dann selbst Fahrgast wird, so adelt und bereichert der Geist die Seele, bis sie selbst Geist wird.

sachte, mein lieber Hans! Ich heiße Karl May und will auch nach Fahrland hinaus, sogar noch weiter, immer weiter, bis grad in den Himmel hinein. Halten Sie Ihre Anima etwas zurück; das giebt einen vernünftigen Schritt, und wir fahren neben einander!«

Sie bezahlen. Ein niedriger Geist, der den Wagen besteigt, zahlt wenig, ein höherer mehr, ein sehr hoher überreichlich viel. Der Kutscher oder die Seele, die einen Schiller oder Göthe, einen Kant, einen Raphael Sanzio oder gar einen Jesus Christus fährt, wird mit so großen geistigen Schätzen bezahlt und belohnt, daß sie sehr bald selbst zur geistigen Selbständigkeit gelangt und nicht mehr nöthig hat, in fremden Sold zu fahren.
In diesem Bilde ist die Psychologie der Zukunft dargestellt, der die jetzigen Anschauungen über Leib und Anima, Seele und Geist zu weichen haben werden. Der Mensch hat zwar eine eigene Seele, aber zunächst keinen eigenen Geist. Dieser entsteht erst nach und nach dadurch, daß sich die Seele in der Schule des Lebens zum Geist entwickelt.

Michael Dörflinger

Aus einer anderen Ecke: Wilhelm Heinrich Riehl und Karl May (II)

Die glücklichen Freunde (1874)

Das Thema, das in dieser Novelle behandelt wird, ist die Freundschaft. Die Handlung spielt im Jahr 1796. Als Hauptpersonen lernen wir Karl und Wolfgang kennen, Studenten der Medizin und der Rechte. Sie folgen damit der Ausbildung ihrer Väter. Nun hat es sich zugetragen, daß Wolfgang eine Zwillingsschwester Lisette hatte[1], der Karl in Liebe verfallen war. Um die Thesen seines Professors über die Freundschaft erproben zu können, überredet Wolfgang den Karl, vorzeitig vom Hochschulort abzureisen, um eine Wanderung zu unternehmen. Der sagt zu in der heimlichen Absicht, Lisette aufzusuchen. Daraus entwickelt sich eine Studentenwalz, die in einigen Zügen an die Wanderung der beiden Schulkameraden Carpio und Sappho erinnert. Vor allem der humoristische Grundton, in dem beide Texte gestimmt sind, ähnelt einander sehr. Einige Motive, die wir auch bei May finden, sind festzustellen. So wird Karl mehrmals unterbrochen, als er von seiner Liebe zu Lisette erzählen will. So etwas passiert etwa auch dem osmanischen Soldaten Ifra im Orientzyklus. Einmal erzählt Karl, als sie in einer Scheune übernachten, seine Geschichte. Er ist gerade bei dem Satz angekommen: „Ich lugte hinein. Und denke Dir, was ich da erspähte –!“ (Riehl, Ecke, S. 33). In diesem Augenblick geschah etwas, das in der Mayschen Biographie als eines der zentralen Erlebnisse gilt: sie werden aufgeschreckt von einer donnernden Stimme: „Heraus mit Euch Schuften! Ergebt Euch gutwillig!“ (ebd.). Man ist gekommen, um die beiden Freunde zu verhaften. Falls May diesen Text gelesen hat – noch dazu heißt ja einer der Protagonisten Karl –, dann dürfte ihn gerade diese Stelle sehr persönlich berührt haben, ist doch seine Verhaftung im Jahre 1870 in einem Dachboden erfolgt, wo er als Landstreicher oder Wanderer (wie man will) heimlichen Unterschlupf gesucht hatte.[2] Nicht uninteressant dabei ist, daß auf der Seite davor von einem Schäfer Balzer gesprochen wird. Diesen Namen benutzte May im *Weg zum Glück*, wo der Feuerbalzer eine Nebenrolle in der Episode vom Silberbauern spielt. Die Sache wird aber noch interessanter, denn der Verhaftende ist eine Vaterfigur, nämlich der Vater des festgenommenen Wolfgang. Für die Studenten keine angenehme Situation, da sie ja zu früh in die Ferien gegangen sind. Jetzt kommt aber schnell heraus, daß man die beiden mit den berüchtigten Räuberbrüdern Serf verwechselt hat. Auch dieses alte, romantische Abenteuermotiv gibt es bei May zuhauf und in allen Variationen.

---

1 Hier zeigt sich das romantische Doppelgängermotiv. Im Laufe der Geschichte vertauschen die Geschwister die Kleider und geben sich für den jeweils anderen aus. Dieses Motiv paßt gut zum Handlungszeitraum um 1796. Möglicherweise ist es dafür verantwortlich, daß Riehl seine Novelle in diese Epoche gesetzt hat.

2 Vgl. die Darstellung von Klaus Hoffmann: Karl May als „Räuberhauptmann“ oder Die Verfolgung rund um die sächsische Erde. Karl Mays Straftaten und sein Aufenthalt 1868 bis 1870. 1. Teil. In: JbKMG 1972/73, S. 215–247, hier S. 237f.

Verärgert über diese Vorfälle trennt sich Wolfgang von seinem Freund und Mitwanderer. Der nimmt aber versehentlich alles Geld mit. So darf auch das typisch May'sche Utensil, die Uhr, eine Rolle spielen: der Student muß sie gegen Bargeld versetzen. Riehls Beschreibung von der Heimkehr jener beiden Freunde gehört sicherlich dank des Humor, den diese Szenen atmen, in eine mögliche Werkauswahl des Münchner Professors. So ist es amüsant zu lesen, wie der Herr Studiosus, dem es an Geld mangelt, hinten an die Kutsche geklammert, in Staub eingehüllt wird und obendrein auch noch die Peitschenhiebe des Postillons spüren muß, der sich des blinden Passagiers auf diese Weise entledigen will. Sein Freund, dem es an den nötigen Mitteln nicht fehlt, sitzt währenddessen in der Kutsche und merkt in seinem gemütlichen Sitz nichts von alledem. Wohl ungewollt gerät er so zu einem Selbstportrait des Autors und seiner bequemen Feierabendwelt.
In der Folge wird dann vom vorbildlichen Verhalten der Freunde und Lisettes erzählt, als einige Zeit später die Franzosen in ihrem Heimatort einfallen. Ein Wortspiel Mayschen Kalibers soll in diesem Zusammenhang noch Erwähnung finden: Französische Soldaten trinken einen Weinkeller leer.

> „Dieser [ein Offizier, d. Verf.] kam auch mit einer Sauvegarde und jagte den trunkenen Haufen fort, fand aber den Niersteiner so ausgezeichnet, daß er wohl noch sechs Freunde einlud, die leisteten Folge und brachten noch einige Sauvegarden mit, welche die übrigen Weine des Kellers probirten [...]." (Riehl, Ecke, S. 74)

So wird die Sauvegarde (frz. Leibgarde) zur Saufgarde. Das Freundschaftsmotiv wird also in dieser Szene in seiner negativen Bedeutung vorgeführt. Die Erzählung endet so, wie es der harmoniebedürftige Leser erhofft: es herrscht allgemeine Freundschaft und die Liebenden werden ein Paar.

Der verrückte Holländer (1873)

Diese Novelle spielt im Bergarbeitermilieu. Man findet sie wohl nicht besonders gut gelungen, doch dürfte es sich hier um eine autobiographisch höchst brisante Arbeit zu handeln. Handlungsort ist Weilberg, in dem Riehl zum Teil aufgewachsen ist. Dort herrschte ein Luftschiffenthusiasmus, wie er in der Novelle beschrieben ist, zu jener Zeit wirklich. Mit dem armen Hanjust sieht man Riehl als armen Studenten. Der Holländer ist eine mysteriöse Vaterfigur, worauf die ausgeprägte Wassermotivik und -metaphorik hinweist, etwa: „In den dunklen Strudel jenes selbstquälerischen Brütens hineingerissen" (Riehl, Ecke, S. 150) oder: „Geht er nur erst ins Wasser, dann wird er schwimmen" (ebd., S. 151). Riehls Vater war beim vergeblichen Versuch, ein Leben zu retten, ins winterlich kalte Wasser gesprungen, wovon er sich nie mehr erholt hatte und in ein düsteres Grübeln verfallen war. Das führte schließlich zu seinem Freitod. Sehr interessant ist, wie beliebte Bilder der Tiefenpsychologie (Wassertiefen, Bergwerke) in dieser Novelle ihre Bedeutung haben. Sie sind hier als das unbewußte Innere zu verstehen, ganz im Gegenteil zum hochfliegenden Ballon des Geistes, der jedoch für diese Geschichte landen muß, um in die Tiefen von Riehls eigenem Gemüt hinabzusteigen. Diesen Ansatz auf den ›verrückten Holländer‹ projiziert, erweist der Text sich vor allem in psychoanalytischer Hinsicht als lesenswert.

Die Introduktion scheint jedoch zunächst etwas fehl am Platz. Sie zeigt wieder den Einbruch des Modernen in die alte Welt. Ein Ballon muß notlanden. Dies ist wohl als Versuch zu sehen, das sich Senken des Geistes in die Tiefen des Inneren zu begreifen. Allerdings darf man sicher davon ausgehen, daß dem Autor bei der Niederschrift diese Dinge nicht bewußt waren. Als geheimnisvolle Hauptfigur fungiert ein holländischer Apotheker Doktor Vanderstraten, den ein Amtmann als „psychologisches Räthsel" (Riehl, Ecke, S. 147; Riehl, Novellen IV, S. 60) – eine Wendung, die auch bei May sehr beliebt ist (Stichwort: ›Pollmer-Studie‹) – bezeichnet hatte. Jener Doktor hatte sich zwanzig Jahre vor Beginn der Handlung in Weilburg angesiedelt und lebte seitdem fast völlig zurückgezogen. Mit ihm bekommt der Bergmann Hanjust zu tun. Dem ist nämlich seine Braut gestorben, weil der Arzt zu spät gekommen ist. Aus diesem Grund hat er einen tiefen Haß gegen diese Berufsgruppe entwickelt. Der Holländer selbst war generell negativ gegen Ärzte eingestellt. Diese Gemeinsamkeit bringt Vanderstraten dazu, Hanjust finanziell zu unterstützen.[3] Das macht den Bergmann aber zum Faulpelz, der das Geld großzügig ausgibt. Schließlich passiert ein Unglück:

> „Nun geschah es um Weihnachten, daß auf einem benachbarten Hofgut eingebrochen und viel Geld und Silberzeug gestohlen wurde. Nähere Anzeichen des Thäters fehlten, aber der allgemeine Verdacht fiel bald genug auf Hanjust Norz." (Riehl, Ekke, S. 172; Riehl, Novellen IV, S. 72)

Eine Szene, als wäre sie nach Mays Lebensbeschreibung geformt worden. Vor allem der Bezug auf die Verhaftung zur Weihnachtszeit ist frappierend.[4] So heißt es in der Autobiographie: *Ueberhaupt ist Weihnacht für mich und die Meinen sehr oft keine frohe, sondern eine verhängnisvolle Zeit gewesen* (LuS, S. 8). So wurde May an Weihnachten zum ersten Mal festgenommen, auch das in *Mein Leben und Streben* beschriebene Jugendvergehen auf dem Seminar verband er mit Weihnachten. Außerdem ist an das Weihnachtsgedicht *Ich verkünde große Freude* und den Roman *„Weihnacht!"* zu erinnern.

Hanjust, so die Bedingung des Holländers, durfte die Herkunft seines Einkommens bei Strafe des Entzugs dieser Gunst nicht verraten. Deshalb wurde er verhaftet, nachdem eine Hausdurchsuchung Gold und Silber zum Vorschein gebracht hatte. Diese Güter hatte er aber mit Vanderstratens Geld erworben. Die Schrecken der Gefängnismauern bringen ihn dazu, sein Schweigen zu brechen, und er gibt zu, von Vanderstraten unterstützt worden zu sein. Dies wird vom Gericht auch festgestellt. Nun beendet der Holländer seine Zahlungen,

> „nicht weil Ihr vor Gericht geredet habt, sondern weil ihr meine Gaben zu einem so schlechten Lebenswandel mißbrauchtet, daß Ihr notwendig zuletzt aussagen mußtet, was Ihr bei ordentlichem Wandel für immer hättet geheim halten können. Ich bedauere, bei dieser Gelegenheit erfahren zu haben, daß der Naturmensch gerade so thöricht ist wie der Kulturmensch." (Riehl, Ecke, S. 180f.; Riehl, Novellen IV, S. 76)

---

3 Man mag an Jean Pauls ›Flegeljahre‹ denken. Dort vererbt ein seltsamer Holländer Van der Kabel dem jungen Walt sein Vermögen.

4 Mays Verhaftung erfolgte am 4. Januar 1870, also knapp nach Weihnachten.

Hier zeigt sich das Woyzeck-Motiv: der Versuch eines Mediziners an einem ungebildeten, einfachen Menschen. – Ohne Vanderstratens Zuwendungen entwickelt Hanjust wieder seinen alten Fleiß.
Fünf Jahre später (1841) bittet der Doktor seinen ehemaligen Günstling zu sich und erzählt ihm die Geschichte seines Lebens. Er büßt dafür, daß er seine schwerkranke Geliebte falsch behandelt habe: „[...] sie starb unter meinen Händen [...]“ (Riehl, Ecke, S. 191; Riehl, Novellen IV, S. 81). Darum haßt er sich und alle Ärzte. Wegen des Todes von Hanjusts Braut fühlte er für den Bergmann die Sympathie dessen, der ein ähnliches Schicksal erleben mußte. Das war sein Vermächtnis. Der Holländer stirbt und vererbt seinen Besitz an Hanjust. Was bleibt, sind zwei Erkenntnisse:

> „[...] denn er erkannte aus dem Schicksal des Doktors, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei [...]“ (Riehl, Ecke, S. 196; Riehl, Novellen IV, S. 83)
> „Man glaubt nicht, was selbst das überflüssigste Ding, wie so ein Luftschiff, einem Menschen nützen kann, – wenn's Gottes Wille ist.“ (Riehl, Ecke, S. 196; Riehl, Novellen IV, S. 84)

Die eigentliche Moral wird so aber nur verschleiert, denn sie dreht sich um das Geld, das, wird es falsch verwendet, nur Unglück mit sich bringt. Riehls genannte Erkenntnisse wirken demgegenüber eher lächerlich. Psychologisch jedoch deuten sie darauf hin, daß er das mit der Niederschrift dieses Textes Erlebte und Wiederempfundene durch flaue Witze zu verdrängen sucht.
Wenn ganz zu Beginn der Novelle ein Ballon durch die Novelle fährt, denkt man gleich an Mays *Wanda*. Beide Texte sind etwa zur gleichen Zeit entstanden und frühe Zeugnisse der Beschäftigung mit der Fliegerei als existierender Technik, das heißt nicht nur als Traum- oder Phantasiebild niedergeschrieben. Bei May spielt ein Ballon im letzten Teil der Novelle eine große Rolle. Irgendwie deuten sich viele Momente aus *Wanda* fast wie eine Umkehrung von Riehls Text aus. So kommt das Luftschiff bei Riehl am Anfang, bei May am Ende vor. Statt eines Bergmanns Hanjust, der in der Tiefe arbeitet, zeigt uns May den Feuerwehrmann und Schornsteinfeger Emil Winter, der in Beruf wie Privatleben buchstäblich hoch hinaus will. Riehl hat einen reichen Holländer (nordwestliches Nachbarland) eingeführt, May eine reiche Polin (nordöstliches Nachbarland) aufgestellt. Hanjust wird verhaftet, bei May ist davon nicht die Rede; im Gegenteil ist Emils Bruder Polizist und beide spüren Verbrechern nach. Der Bergmann ist unglücklich über den Tod seiner Frau, von Säumen, der Böse aus *Wanda*, will seine Braut umbringen. Das Motiv für sein Verbrechen ist Geldknappheit, bei Riehl schafft der Besitz von Geld eine Situation, in der ein Verdacht sich regt, es wäre ein Verbrechen im Spiel. Was aus diesen Beobachtungen zu schließen ist, muß vorläufig jedem selbst überlassen bleiben. Einen Beleg dafür, daß May den ›verrückten Holländer‹ benutzt hätte, gibt es jedenfalls nicht.
Man merkt in dieser Novelle etwas von der Stimmung der frühen Humoresken und Dorferzählungen Mays. Weiterhin ist die Figur jenes geheimnisvollen Einzelgängers mit einer traurigen Vergangenheit eine sehr wichtige Gestalt auch bei Karl May. Man denke nur an Dozorca oder den alten Desierto. Doch während der Sachse lebhaft erzählt, wirkt der Duktus des rheinischen Professors etwas steif und gedrechselt. Ähnlich verhält es sich mit der nächsten Novelle:

Die zweite Bitte (1871)

Diese Novelle dreht sich um einen nachreformatorischen Herzog, der darauf besteht, von der Kanzel predigen zu dürfen. Das ganze hängt mit Luthers Lehre der zwei Regimenter zusammen. Hier kommt ein altes Motiv Mays vor, nämlich das vom Untertan, der von der Hand des Fürsten geführt zum braven Mann wird: „der reichste Bauer, zuletzt Schultheiß des Dorfes" (Riehl, Ecke, S. 286; Riehl, Novellen IV, S. 428). Besonders in den *Dessauer*-Geschichten findet man solche Karrieren durch Protektion öfters. Während solche Hilfe bei Riehl Ausdruck eigenen Erlebens ist, wie wir oben gesehen haben, muß man sie bei May als Wunschtraum deuten.

Rheingauer Deutsch (1874)

Die Handlung spielt im Jahre 1709. Ludwig XIV. führt mit seinen straff und zentral verwalteten Franzosen einen Feldzug gegen das Reich, wir sind mitten im Spanischen Erbfolgekrieg. Bürokratie und Zersplitterung machten das Heilige Römische Reich Deutscher Nation (dessen Name genauso umständlich wie seine Regierung ist) hilflos.
Schultheiß Anton Kayser aus Rauenthal[5] ist die Hauptfigur dieser Seiten. Kayser wird doch glatt Zeuge eines „Baumfrevlers", der in seinem Weinberg „von einem Kirschbäumchen sich eine Gerte schnitt, um seinen kleinen Hund zu strafen" (Riehl, Ecke, S. 360; Novellen II, S. 397). Das durfte nicht ungesühnt bleiben. Die Pflichterfüllung des Beamten steckte auch dem Schultheiß von Rauenthal in allen Gliedern. Riehl entwickelt einen Dialog, der sehr an Szenen erinnert, die wir etwa aus Mays Dessauer-Geschichten kennen.

> „Der Schultheiß legte ihm die Hand auf die Schulter und rief: »Jetzt pfände ich Euch wirklich. Ihr geht mit mir nach Rauenthal!« – »Die Hand hinweg!« gebot der Fremde. »Ich bin der Deutschmeister!« – »Bei diesem Meister habe ich noch nicht arbeiten lassen. Ihr folgt mir!« – »Ich bin der Pfalzgraf von Neuburg.« – »Da werdet Ihr wohl so ein Graf sein wie mein Gevatter dort unten im Bade, der verwaltet das kurfürstliche Badehaus, drum heißt er der Burggraf von Schlangenbad.« – »Hütet Euch mich anzutasten: ich bin ein Reichsfürst!« – »Hütet Euch mir Widerstand zu leisten: ich bin der Schultheiß von Rauenthal!« – Der Fremde lachte und brummte etwas von dummem Bauernkerl. Da schlug der Schultheiß, in seiner Ehre als gebildeter Rheingauer gekränkt, plötzlich einen ganz andern Ton an und sprudelte mit ungeheurer Geläufigkeit die Sätze heraus: »Es gibt auch Leute, die keine Bauern und doch so dumm sind, daß sie nicht einmal Spott verstehen. Ich bin nicht hinter der Kuhheerde aufgewachsen. Meint Ihr, ich wisse nicht, was quousque tandem Catilina heißt? Meint Ihr, ich wisse nicht, daß Seine hochfürstliche Durchlaucht der Herr Hoch- und Deutschmeister, zur Zeit aus dem pfalzgräflichen Hause Neuburg, in Mergentheim residirt und nach den drei geistlichen Kurfürsten der vornehmste geistliche Fürst des Reiches ist? – Unterbrecht mich nicht! – Ich weiß auch recht gut, daß der hohe Herr gegenwärtig da drunten im Bärstadter Bade sitzt, welches man neumodischer Weise das Schlangenbad nennt. Ich habe ihn ausfahren sehen, vierspännig, einen Läufer voran, Lakeien vorn und hinten, und seinen Oberststallmeister zur linken Seite, der selbst von Adel ist. So ein Herr sieht ganz anders aus wie Ihr und läuft nicht allein in

5 Den May-Freund erinnert der Name an das Pseudonym Karl Hohenthal.

den Weinbergen herum.« – Der Fremde lächelte über diese ungeahnte Weisheit. »Und was würdet Ihr sagen, wenn ich nun dennoch der Deutschmeister wäre?«“ (Riehl, Ecke, S. 361f.; Riehl, Novellen II, S. 397)

Auch die Weise, wie Riehl Wissensstoff in den Dialog packt, erinnert an May, etwa das berühmte Bekehrungsgespräch Halefs mit Kara Ben Nemsi am Anfang von *Durch die Wüste*. Ein weiteres Zitat sei erlaubt:

„Sie waren inzwischen aus dem Weinberg getreten. Der Fremde, ein großer Mann, ging langsamen Schrittes, der Schultheiß, klein, doch stark gebaut, eilte vorwärts, hielt aber dann immer wieder zurück, damit ihm der Baumfrevler nicht auskomme. – »Wie lange wollt Ihr mit mir gehen?« fragte dieser endlich. – »Ihr geht ja mit mir!« entgegnete der Schultheiß. – »Wollt Ihr mich etwa zwingen?« rief der Andere finster und schlug an seinen Hirschfänger. – Der Schultheiß erhob senien [sic!] Stock. »Rühret das Messer nicht an! Ein Pfiff, und ich habe Hülfe genug; die Weinberge stecken voll Rauenthaler« – »wenn's wahr wäre!« ergänzte er leise. Denn er mußte seine Gedanken immer aussprechen, sei es nach außen oder nach innen. – Jetzt gelangten sie in's freie Feld, zwo der Weg links nach Schlangenbad, geradaus nach Rauenthal abzweigte. Der Fremde wandte sich links, aber der Schultheiß fiel ihm in den Arm und zog ihn derb auf den Rauenthaler Weg. Entrüstet griff Jener nach seiner Waffe, doch im Nu sprang der Schultheiß drei Schritt zurück, holte mit seinem Stocke weit aus, hieb dem Fremden über den Arm und entwand ihm den Hirschfänger. – »Infamer Kerl!« rief dieser. »Gib mir die Waffe wieder! Es war nur Spaß, nur etwas flache Klinge für Deine Unverschämtheit.« – »Ich habe auch nur im Spaß geschlagen: wenn ich scharf dreinfahre, dann sitzt der Hieb ganz anders.«“ (Riehl, Ekke, S. 364f.; Riehl, Novellen II, S. 398f.)

Hier finden sich allerlei Motive wieder, die wir aus Werken von Karl May kennen: Das Incognito des Fürsten, der kernige und eifrige Bürger, der sich in mancher Westmannsfigur und manchem Amtsträger zeigt, der Streit und das Benutzen von Waffen, die Vorgabe des Überwältigten, der Gebrauch seiner Waffe wäre nur Spaß gewesen, die Argumentationshaltung der Dialogpartner, der lächelnde Hochmut des Adligen vor dem Fall, die Frage, wer der Gefangene ist, also mitzugehen hat oder ob er es freiwillig tut usw.

Bei Riehl wird der Fürst allerdings im Kurort Schlangenbad von Badegästen erkannt. Schultheiß Kayser ist „verdattert“[6]. Obwohl er auf seinem Recht besteht, erntet er vom umstehenden Adel nur Hohn und Spott. Ein ›Lakei‹ warnt ihn sogar, er würde wegen dieser Angelegenheit abgesetzt und verhaftet werden. Zum Dank für diesen Wink darf der Diener Kaysers Weinkeller besuchen. Der Konsum des Rebensaftes macht ihn redselig. Bei diesen Szenen fühlt man sich an die Weinabende Kara Ben Nemsis in Mossul und Amadije erinnert, die wir im Orientzyklus finden. Doch was für ein Mensch ist dieser ›Lakei‹?

„»Oho!« rief der Schultheiß staunend. »Aus welchem Tone sprecht Ihr da? Mir scheint, mein Wein ist Euch zu stark.« – »In der That zu stark!« lallte der Diener und stellte sich angetrunkener, als er war. Das durchschaute der Schultheiß gar wohl, denn er hatte nicht blos eine Kennerzunge für die Weine, sondern auch einen Ken-

6 Riehl, Ecke, S. 366; Riehl, Novellen II, S. 399. Bei May pflegen die Überraschten oft zu stottern, beispielsweise bei Enttarnungsszenen Old Shatterhands.

> nerblick für die Räusche. »Sollte der Bursche mich vielmehr ausspioniren und in's Verderben stürzen wollen statt mir zu helfen und zu rathen?« Aber es schien ihm dann doch unmöglich, daß Einer so falsch sein könne zum Dank für so ächten Wein." (Riehl, Ecke, S. 374f.; Riehl, Novellen II, S. 404).

Der Schultheiß ärgert sich darüber, daß sein Gast den Betrunkenen spielt. Mit einem ›Rauenthaler Sechsundneunziger‹ alkoholisiert er ihn wirklich. Dabei verfällt der Mann plötzlich ins Französische und stößt einige deutsche Brocken hervor, die an ein geplantes Verbrechen mahnen: Ein Anschlag der Franzosen auf den Deutschmeister! Der Schultheiß sperrt den völlig betrunkenen ›Lakeien‹ kurzerhand in das Gemeindegefängnis neben den Schweineställen. Dann geht er los, den Fürsten zu warnen, mit dem er noch am Tage im Streit gelegen war, der ihn so blamiert hatte und der jetzt wohl seine Absetzung betrieb. Man will ihn nicht vorlassen. Sein Plan, wenigstens Wache zu halten, geht auch schief: er schläft ein. So gelingt es französischen Dragonern, ihren Überfall durchzuführen. Einige hohe Adlige werden gefangen. Für den Rückzug wäre der Rat des gefangengesetzten ›Lakeien‹ nötig, doch der ist nirgends zu finden. So nehmen die Franzosen einen Rückweg, der sie ins Verderben führt. Schultheiß Kayser ist nämlich wieder munter geworden und organisiert den ›Rheingauer Landsturm‹, der „seit alter Zeit berühmt und bewährt" (Riehl, Ecke, S. 390; Riehl, Novellen II, S. 411) ist. Der Jäger spürt die Fährte der Fliehenden auf. In einem typisch Mayschen Hinterhalt, einem engen Hohlweg (vgl. *Der Sohn des Bärenjägers, Winnetou II* u.v.a.), legt sich der Landsturm auf die Lauer und besetzt Höhen und Eingänge. Der Feind wird überwältigt. So können sich Fürst und Schultheiß aussöhnen. Und in einer politisch gefärbten Prophetie, die sich ja 1870/71, also drei Jahre vor der Niederschrift der Novelle, erfüllt hatte,[7] heißt es: „»Ich glaube, wenn einmal alle Bauern Soldaten würden, dann bekämen wir Straßburg wieder.« – »Jawohl! und wenn die Fürsten mit ihnen zusammengingen, wie wir beide gegenwärtig!« unterbrach der Schultheiß" (Riehl, Ecke, S. 399; Riehl, Novellen II, S. 415).

Am Ende der Novelle finden sich noch zwei Beispiele des derben, volkstümlich gestimmten Humors. Zum einen konnte der ›Lakei‹ ausbrechen. Das Gefängnisgitter war angeblich brüchig.

> „Der Schultheiß dagegen erklärte dies für Verleumdung und schwur, daß nur sein Sechsundneunziger dem Schuft die Riesenkräfte gegeben habe, so feste Gitter aufzuheben." (Riehl, Ecke, S. 400; Riehl, Novellen II, S. 415)

Und: Als Resumé, das aus dem Sieg der Landsturmleute destilliert wird, steht folgendes: „Im Allgemeinen verstehen auch die Herrschaften das rheingauer Deutsch nicht; aber die Franzosen haben's verstanden" (Riehl, Ecke, S. 401; Riehl, Novellen II, S. 416). So wird das derb Zupackende, Pflichtbewußte und Tapfere zum eigentlichen Sinn des Titels der Novelle.

Aus Riehls Textproduktion ist ›Rheingauer Deutsch‹ einer der gelungensten Belege für seine schriftstellerischen Fähigkeiten. Das oftmals Dilettantische, der geschraubte und gedrechselte Gestus vieler Novellen ist hier fast völlig verschwun-

---

7 Dadurch wird die Reichsgründung von 1871 als effektiverer Nachfolger des Hl. Römischen Reiches sanktionert.

den. Dagegen ist der historische Kontext sehr gekonnt in die Handlung eingeschaltet, der Standesgegensatz schön herausgearbeitet als ein Problem der inneren Schwäche des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Mit der Figur des Schultheißen von Rauenthal ist ihm eine Figur gelungen, die Farbe und Gestalt hat.

Trost um Trost (1874)

Die letzte Geschichte des Bandes ›Aus der Ecke‹ führt wieder zurück in die Zeit der ›glücklichen Freunde‹. Eine junge baltische Adlige um die Zeit der Französischen Revolution wird durch einen Reitunfall ihres Gatten zur Witwe. Sie ist untröstlich. Um sich abzulenken, kommt sie der Einladung einer Jugendfreundin nach, sie auf ihrem Landschloß zu besuchen. Dort wohnt auch die achtzigjährige Großtante Juliane, deren Schicksal er gewollt hatte, daß sie fünfundzwanzig Jahre lang in russischen Gefängnissen sitzen und dort ihre Jugend verblühen sehen mußte. Ihre Leidensgeschichte sollte der jungen Witwe als Trost dienen. Doch die Rechnung geht nicht auf:

> „Sie [die Witwe Eleonore, d. Verf.] mochte die alte Frau nicht ansehen, denn sie mußte sich da immer sagen: so ganz arm wie diese wirst Du auch einmal werden!“ (Riehl, Ecke, S, 417; Riehl, Novellen III, S. 415).

Juliane pflegte den Kindern Märchen zu erzählen, die von Ruhm und Fall einer Königstochter handelten, also durchaus autobiographischen Hintergrund hatten. Auch Eleonore hört eines Abends zu. Im Laufe der Unterhaltung erzählt die alte Dame, wie ihr auf dem Weg ins Gefängnis „ein Handwerker im Schurzfell“ (Riehl, Ecke, S. 423; Riehl, Novellen III, S. 417) eine kleine Bibel in den Schlitten geworfen hatte. Man fühlt sich an Stefan Zweigs großartige ›Schachnovelle‹ erinnert: dieses Buch wurde ihr zum Trost in der Gefangenschaft. Doch auch die „harte Arbeit“ sorgte dafür, „daß ich ganz zufrieden, ja sogar fröhlich wurde in meiner Haft“ (Riehl, Ecke, S. 425; Riehl, Novellen II, S. 418). Und in der Folge berichtet die Großtante von ihrer Haftzeit. Während der Darstellung ihrer Jugendliebe schlägt sie ein May-Motiv an: „Es war mir, wie man von den Scheintodten erzählt, die mit aller Gewalt reden wollen und können nicht“ (Riehl, Ecke, S. 437; Riehl, Novellen III, S. 424). Die Großtante stirbt schließlich. Am Ende steht eine Moral: „[...] indem wir fremden Jammer zu lindern versuchen, vergessen wir das eigene Leid“ (Riehl, Ecke, S. 448; Riehl, Novellen III, S. 429).

Falls May diese Geschichte je gelesen hat, dürfte ihn die Erzählung einer Haftzeit sicher berührt haben.

Dies sind die einzelnen Novellen des Bandes ›Aus der Ecke‹ von Wilhelm Heinrich Riehl. Es ist mir leider nicht möglich, einen Nachweis zu erbringen, der Mays Lektüre dieses Buches bestätigen könnte. Deshalb sei hier noch einmal konstatiert: Die beiden Autoren verbindet trotz großer Unterschiede eine Fülle von biographischen Ähnlichkeiten und verwendeten Motiven. Beide treten in gewissem Sinne eine Flucht vor dem Alltag an: May, indem er in die Exotik flieht, Riehl zieht es in die zeitliche Ferne der deutschen Vergangenheit. Das Werk des Münchner Professors war seinerzeit so etwas wie Massenlektüre, gedacht fürs Bürgertum. Obwohl sie sehr von wissenschaftlichen Thesen abhängen, die er in Sachbüchern vertreten

hatte, kann man die Novellen auch ohne den theoretischen Ballast lesen, der heute sowieso kaum noch akzeptiert werden könnte.
Wenn es darum geht, Quellen und Vorbilder Karl Mays aufzuspüren, sollte neben den Reiseberichten und Abenteuerromanen auch die allgemeine Belletristik nicht vergessen bleiben. Doch zieht sich der Forscher angesichts der Schwierigkeiten zurück und stöhnt: „Ach gäbe es doch eine komplette Leihkarte der Bibliotheken, die Mays gesamte Lektüre verzeichnet!“ Eine stemmatische Motivgeschichte als Traum – doch was interessiert so etwas den Durchschnittsleser? Er sieht nur: Da und dort ist etwas gleich oder ähnlich. Der Wissenschaftler geht weiter und malt zwischen diese Farbkleckse im großen Bild jener Zeit einen Strich. Und wer weiß: vielleicht schöpfen ja beide nur aus derselben Quelle: einem anderen Schriftsteller oder – dem Leben.

Der folgende Beitrag von Jürgen Pinnow zeigt einen interessanten Nebenaspekt der Dialekt-Forschung auf, indem die Rede-Eigenarten einer May-Figur nicht auf persönliche, sondern auf regionale Besonderheiten zurückgeführt werden.
Die Redaktion möchte es in diesem Zusammenhang nicht versäumen, unserem langjährigen Autor Jürgen Pinnow recht herzlich zum 75. Geburtstag zu gratulieren, den er am 22. Januar feiern durfte. Wir hoffen sehr, daß Ihnen, lieber Herr Pinnow, Gesundheit, Schaffenskraft und Freude an Karl May noch lange erhalten bleiben.

Mit den besten Wünschen für die Zukunft grüßt Ihre

gk

Jürgen Pinnow

Ein Danziger bei Karl May?

In Karl Mays *Der beiden Quitzows letzte Fahrten. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern* (in: Feierstunden am Häuslichen Heerde, Heft 21, Kapitel 10, *Die zweite That*, 325f.) wird in einer Nebenhandlung eine Auktion geschildert, bei der das Besitztum *des Berlinischen Gewandschneiders Zademack*, der hier als klein, dünn und beweglich beschrieben wird, versteigert werden soll. May fügt hinzu, es handele sich bei ihm *um einen alten Bekannten aus ›Fürst und Junker‹*. Leider ist mir der genannte Roman nicht zugänglich, und es kann so hier nicht festgestellt werden, in welcher Weise der Schneider dort dem Leser vorgeführt wird. Nach brieflicher Mitteilung von Hansotto Hatzig ergibt sich aus der Lektüre des Romans kein Hinweis, der hier zu notieren wäre.

Bei May spricht er einwandfrei Hochdeutsch, aber mit einer speziellen Besonderheit.

Viele Personen in Mays Werken zeichnen sich durch ihnen eigene charakteristische Redewendungen oder sonstige Eigentümlichkeiten aus, die stereotyp wiederholt werden, z. B. spricht Kaspar Liebenow im genannten Romann immer ›p‹ für ›b‹, Claus von Quitzow räuspert sich ständig mit *Hrrr! Hm!*, Kaspar Liebenow verwendet permanent die Redewendung *Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche!*, Schwalbe umschreibt fast jedes Verb mit ›thun‹, der Wachtmeister Elias Siebenhant flicht ständig *wie ich höre* ein. Die Eigenart des Schneiders Zademack besteht darin, daß er gehäuft Diminutiva, also Verkleinerungsformen, mit der Endung ›-chen‹ verwendet.

Das ist nun einwandfrei nicht so sehr eine individuelle Marotte, sondern, ähnlich wie ›p‹ für ›b‹, ein Merkmal, das auf einen speziellen Dialekt hinweist.

In Berlin, der angeblichen Heimatstadt des Schneiders, geht man nun mit der Verwendung von Verkleinerungsformen eher spärlich um. Im Gegensatz dazu verwendet man bis zum Überdruß Diminutivformen auf ›-chen‹ in den ostdeutschen Dialekten des Nordens, im Pommerschen und Niederpreußischen (West- und Ostniederpreußisch), und in noch stärkerem Maße in den hochdeutsch-niederdeutschen, den sogenannten Missingsch-Mundarten in den größeren Städten, speziell in Danzig und Königsberg (Danziger bzw. Königsberger Missingsch). Ein anderes Schwerpunktgebiet, in dem zahlreiche Diminutiva verwendet werden, ist Schwaben mit vielen Wörtern auf ›-le‹. Das Jiddische, vorwiegend in Polen, Litauen, Weißrußland und der Ukraine beheimatet, macht ebenfalls gern von Diminutivformen auf ›-le‹ Gebrauch. Im Hochdeutschen entspricht dem ›-lein‹.

Natürlich kann kein Zweifel daran bestehen, daß das Suffix ›-chen‹ ebenso wie ›-le‹ klar deutscher Herkunft ist, zumal es im ganzen deutschen Sprachgebiet in Maßen vorkommt. Es fällt aber doch auf, daß die Häufung der ›-chen‹-Bildungen auf ein Gebiet beschränkt ist, das über längere Zeit eine baltische Bevölkerung aufwies.

In dem baltischen Zweig des Indogermanischen kann man wohl mit Recht die Gruppe sehen, die die stärkste Vorliebe für Diminutiva hat. Im Litauischen wimmelt es nur so von Diminutiven – und auch Pejorativen –, wobei auch die Adjektiva betroffen sind. Das Litauische wird nur wenig unterboten vom ebenso baltischen

Lettischen, was diesen Zug betrifft. Mangels genügender sprachlicher Dokumentation läßt sich die dritte baltische Sprache, das ausgestorbene Altprußische oder Altpreußische hier nur schwer einordnen.
Die benachbarten slawischen Sprachen wurden je nach Nähe zum Baltischen stärker oder schwächer beeinflußt. Vorliebe für Diminutiva zeigt sich stark vertreten im Russischen (vgl. ›Väterchen Zar‹, ›Mütterchen Rußland‹ usw.), ähnlich im Bjelo- oder Weißrussischen, sowie besonders intensiv im Kaschubischen, hingegen weniger ausgeprägt im Polnischen und Ukrainischen. Daß das Kaschubische hier besonders zu erwähnen ist, wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Pomeraner (Kaschuben) und Westprußen, also Balten, über längere Zeit z. T. dasselbe Gebiet eingenommen haben. Das baltische Gebiet reichte nach jüngeren Forschungen im Westen bis zur Persante, einem Fluß, der bei Kohlberg (Kolobrzeg) in die Ostsee fließt.
So leuchtet es ein, daß die Vorliebe zur Verwendung von Diminutivformen in deutschen Dialekten genau in alten baltischen Gebieten wie Ostpommern, West- und Ostpreußen auf einem baltischen Substrat beruht, also altes baltisches Erbe ist.
Daß hinsichtlich des Deutschen die Diminutiva besonders charakteristisch für die Missingschdialekte sind, ist begründet darin, daß hier der Einfluß des Baltischen und Slawischen auch in jüngerer Zeit größer war als bei den niederdeutschen Platt-Dialekten.
Kommen wir zum Schneider Zademack zurück, so wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß Berlin nur die zweite Heimat des Handwerkers war. Schon früh zog es viele Werktätige in diese aufstrebende Großstadt, nicht zuletzt auch aus Danzig und anderen Städten des deutschen Ostens, so etwa Daniel Nikolaus Chodowiecki, Kupferstecher und Maler (* 16.10.1726 in Danzig, † 7.2.1801 in Berlin).
Bei der Bildung der Diminutiva im Danziger und auch Königsberger Missingsch sind einige Besonderheiten zu verzeichnen. Sie finden sich im sogenannten Halbmissingsch, einer viel verwendeten, gewissermaßen verdoppelten, Mischsprache, die mehr hochdeutsche als niederdeutsche Bestandteile aufweist, nicht. Der Schneider äußert sich teils so (also gemäß dem Missingsch), teils anders (gemäß dem Halbmissingsch).
Die Hauptbesonderheit im Missingsch besteht darin, daß bei Auftritt des Suffixes ›-chen‹ der sonst z. T. fällig werdende Umlaut (›a‹ zu ›ä‹, ›o‹ zu ›ö‹, ›u‹ zu ›ü‹) nicht eintritt; es lautet also im Danziger Missingsch ›Mannchen‹, ›Ofchen‹, ›Hundchen‹ und nicht ›Männchen‹, ›Öfchen‹, ›Hündchen‹.
Worte mit Umlaut – also hochdeutsch oder halbmissingsch – sind beim Schneider ›Händchen‹, ›Väterchen‹, ›Wörtchen‹, ›Stühlchen‹ und nicht ›Handchen‹, ›Vaterchen‹, ›Wortchen‹, ›Stuhlchen‹. Bei den Vokalen ›e‹ und ›i‹ findet natürlich kein Umlaut statt, so bei ›Geldchen‹, ›Herrchen‹, ›Redchen‹ (›kleine Rede‹), ›Berlinchen‹, ›Dienstchen‹, ›Augenblickchen‹.
Der Umlaut unterbleibt aber in der Rede des Schneiders bei ›Gewandchen‹, ›Quartalchen‹, ›Habchen‹ zu ›Habe‹ (›Hab und Gut‹), ›Minutchen‹ – also nicht ›Quartälchen‹, ›Minütchen‹. Diese Bildeweise ohne Umlaut kann auf Missingsch hinweisen, muß es aber nicht, da auch im Standard-Hochdeutschen der Umlaut bisweilen

unterbleibt, so besonders bei Fremdwörtern und mehrsilbigen Nomina, vgl. etwa ›Tantchen‹, ›Onkelchen‹, auch ›Mutt(i)chen‹ (nebst ›Mütterchen‹ mit etwas anderer Bedeutung), ›Frauchen‹ (gegen ›Bäumchen‹; vgl. auch ›Fräulein‹ mit spezieller Bedeutung). Teilweise sind beide Bildungen im Gebrauch, etwa ›Kuhchen‹ neben ›Kühchen‹. Es ist hier aber nicht der Ort, diese Verhältnisse näher zu beleuchten.
Wichtiger als das Vorhandensein oder Ausbleiben des Umlautes ist hier die Tatsache, daß die meisten der vom Schneider gebrachten Diminutiva im Standard-Hochdeutschen nicht oder nur ganz vereinzelt gebraucht werden, so bei ›Geld‹, ›Rede‹, ›Berlin‹ (hier sind sicher nicht die Kleinstädte Berlinchen in Pommern bzw. Mecklenburg gemeint), ›Dienst‹, ›Quartal‹, ›Habe‹. Auch ›Minütchen‹ findet sich nur selten. So ist klar, daß hier Dialektformen zum Ausdruck gelangen.
Eine zweite Besonderheit des Danziger Missingsch findet sich bei den Pluralformen der Diminutiva: Hier wird an ›-chen‹ noch ›-s‹ gehängt, so daß die Wörter auf ›-chens‹ auslauten. Beim Schneider kommt dieser Typ vor, aber auch die gewöhnlichen Bildungen des Hochdeutschen finden sich. Es heißt bei ihm einerseits ›Weibchens‹, beim Plural ›Kinder‹ lautet es aber gemischt, teils ›Kinderchen‹, teils ›Kinderchens‹, auch ›Kindchens‹ kommt vor.
Das alles zeigt, daß dem ›Berliner‹ Schneider doch echte Missingschformen geläufig waren. Leider läßt sich nicht feststellen, ob er aus Danzig-Westpreußen oder aus Ostpreußen stammte. Eher ist die erste Möglichkeit anzunehmen, weil sonst wohl einige typisch ostpreußische Besonderheiten zu merken gewesen wären.
Ein Indiz für die Herkunft des Schneiders aus dem Osten könnte noch sein Name ›Zademack‹ sein. Slawischer Ursprung wäre hier denkbar. Vielleicht liegt hier polnisch ›zad‹ = ›Hinterteil, Hintern‹, Diminutiv ›zadek‹, vor, in Kontamination zu niederdeutsch ›Sadelmaker‹ (›Sattelmacher‹). Das bleibt aber Spekulation.
Stimmt das hier Vorgetragene, wäre Zademack der einzige – natürlich fiktive – Danziger, der bei Karl May auftaucht.

Literatur:

Jürgen Pinnow: Tausend Worte Danzigerisch. Kurze Einführung in das Danziger Missingsch. 2. Auflage mit Ergänzungsheft. Lübeck 1998.

Die stärkste gefühlsmäßige Betroffenheit und Begeisterung in dem Roman entfaltet sich in der Freundschaftsbeziehung zwischen René und Outougamiz; hier kommt die wahre Liebe zum Ausdruck (ähnlich wie später bei Winnetou und Old Shatterhand, man lese Arno Schmidts ›Sitara‹). Im übrigen handelt es sich um eines der ältesten literarischen Themen der Welt, wie Gilgamesch und Enkidu zeigen.

Oskar Sahlberg im Nachwort zu: François-René de Chateaubriand: Die Natchez. Berlin 1982, S. 375).

Till Hiddemann

Konferenz über deutsch-indianische Beziehungen in Fiktion und Wirklichkeit

Spätestens seit der literarischen Geburt von Winnetou und Old Shatterhand scheinen die Deutschen ein ganz besonderes Verhältnis zu den Indianern zu haben. Bis heute zieht Karl Mays legendäres Blutsbrüderpaar Millionen von Begeisterten vor die Fernsehbildschirme und in die Freilichtbühnen, deutsche Indianer- und Westernclubs zählen mehr als 50.000 Mitglieder, und selbst Ex-Präsident Roman Herzog hat angeblich auf die Frage, welche Filmrolle er in seinem Leben am liebsten gespielt hätte, ohne zu zögern Winnetou genannt.
Mit der augenscheinlichen Affinität der Deutschen zu den Indianern beschäftigte sich eine viertägige Konferenz, die im Mai 1999 am Dartmouth College (New Hampshire) stattfand. Organisiert wurde die Konferenz von Susanne Zantop und Gerd Gemünden vom Department of German Studies und Colin Calloway vom Native American Studies Program der Universität. Unter der Überschrift ›Germans and Indians/Indians and Germans – Cultural Encounters Across Three Centuries‹ (›Deutsche und Indianer/Indianer und Deutsche – Kulturelle Begegnungen im Verlauf von drei Jahrhunderten‹) wurden von rund zwanzig Referenten die historischen Gründe für die deutsche Indianertümelei, die Tradition des deutschen Indianerromans, sowie die tatsächlichen Kontakte zwischen Deutschen und Indianern in der historischen Wirklichkeit beleuchtet. Da kein anderer Autor das Indianerbild der Deutschen so nachhaltig geprägt hat wie Karl May, waren das Werk des ›sächsischen Phantasten‹ und seine Lieblingsindianer, die Apachen, Gegenstand mehrerer Vorträge, deren Ergebnisse ich hier für die Mitglieder der KMG zusammenfassen möchte.

1. Historische Gründe für die deutsche Indianerbegeisterung

Gleich der erste Beitrag, in dem der Amerikanist Dr. Hartmut Lutz untersuchte, welche Rolle die Darstellung von Indianern in Film und Literatur im Verlauf der deutschen Geschichte für die Formung des Nationalbewußtseins der Deutschen gespielt hat, war ein Höhepunkt der Konferenz. In seinem Vortrag ›'German Indianthusiasm': On the Historical Origins and Contemporary Functions of a Socially Constructed German National(ist) Myth‹ (›‚Deutsche Indianertümelei': Die historischen Wurzeln und gegenwärtigen Funktionen eines gesellschaftlich konstruierten deutsch-national(istisch)en Mythos‹) ging Lutz der Frage nach, warum Indianer ausgerechnet in einer Nation romantisiert werden, die seit jeher äußerst hartnäckig vom Virus des Rassismus befallen ist. Seine Antwort auf diesen scheinbaren Widerspruch lautete, daß Antisemitismus und Indianertümelei in der deutschen Geschichte nur zwei Seiten einer Medaille gewesen sind, zwei konstante Konstituenten einer sich wandelnden nationalen Identität, deren Konstruktion bereits vor Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 begonnen hatte: zunächst in Abgrenzung gegen die Kleinstaaterei der deutschen Fürstentümer, gegen die Franzo-

sen und die Napoleonischen Gesetze und die ganze Zeit hindurch, bis hin zur schrecklichen Eskalation im Holocaust, gegen die Juden in Deutschland.
Da Nationalbewußtsein mythische Leitbilder erfordere, wie sie beispielsweise der sagenhafte Wilhelm Tell für die Schweizer darstellt, habe auch die deutsche Nation Heldenfiguren aus der Literaturgeschichte gebraucht, mit denen sie sich identifizieren konnte. Diese fand sie nach Darstellung des Referenten vor allem in drei Quellen: den Heldensagen des Tacitus, dem Nibelungenlied – und den Abenteuergeschichten Karl Mays eben.
Tacitus habe in seiner ethnographischen Schrift ›Germania‹ die germanischen Stämme der vorchristlichen Zeitrechnung als ›edle Wilde‹ idealisiert, als gutaussehende, ehrliche, loyale und tapfere Krieger, die sich positiv von den dekadenten Römern abheben; und in seinem Buch über den Cheruskerfürsten Arminius (der in Deutschland fälschlicherweise als Hermann bekannt geworden ist) schildert Tacitus, wie der cheruskische Feldherr die germanischen Stämme im Kampf gegen die Römer vereinte und den Gegner nach der berühmten Schlacht vom Teutoburger Wald aus Germanien vertrieb.
Das Nibelungenlied habe mit dem edlen, christlichen, tapferen und ehrlichen Siegfried, der hinterrücks von seinem barbarischen Widersacher ermordet wird, eine weitere heldenhafte Identifikations- und Märtyrerfigur geliefert.
Karl May schließlich habe mit seinem Old Shatterhand, der an Körper- und Geisteskraft jedem anderen überlegen ist, einen weiteren archetypischen Siegfried geschaffen, der zwei ›typisch‹ deutsche Tugenden verkörpert – Pflichterfüllung und Selbstbeherrschung – und mit einem ›edlen‹ Indianer in der Tradition von Tacitus' Germanen verbunden ist.
Die Beziehung des deutschen Superhelden Old Shatterhand zum Indianerhäuptling Winnetou und dessen Stamm sei zudem auf das Bedürfnis der Deutschen eingegangen, einen Platz unter den europäischen Kolonialmächten zu finden, zu denen Deutschland mit seiner handvoll verstreuter Kolonien nie gehört hat. Diese These wurde auch von Dr. Christian Feest bestätigt, der in seinem Vortrag ›Germany's Indians in a European Perspective‹ (›Deutschlands Indianer in einer europäischen Perspektive‹) argumentierte, daß die deutsche Affinität zu den Indianern im vorigen Jahrhundert dem (gemeinsamen) Bedürfnis nach Einheit und Stärke in einer Welt entsprungen sei, die bis ins 20. Jahrhundert hinein von anglo-amerikanischen, spanischen und französischen Mächten beherrscht wurde. In *Winnetou IV* träumte May sogar von einer *indianisch-germanischen Rasse*, die an die Stelle des ›Yankees‹ treten würde.
Laut Lutz ermöglichten Mays Indianerbücher es ihren Lesern, ihre kolonialen Phantasien ohne ein schlechtes Gewissen über die Behandlung der indigenen Bevölkerung zu träumen. Denn in Mays Erzählungen kommen die Deutschen nicht wie die Spanier oder Engländer als Eroberer und Zerstörer nach Amerika, sondern als Menschen des Friedens, die den Indianern das Christentum und die Vorzüge der Zivilisation bringen. Durch die Liebe der ›guten‹ Indianer wird Old Shatterhand in seiner Mission noch bestärkt: Er avanciert zum Blutsbruder Winnetous, und schon vor Beginn dieser deutsch-indianischen Freundschaft holt ihn Winnetous Schwester Nscho-tschi (wie Pocahontas ihren John Smith) aus seinem wochenlangen Koma

ins Leben zurück – weil sie ihn liebt. Die ›guten‹ Indianer erkennen die Kultur Old Shatterhands als überlegen an und wissen zu schätzen, was er ihnen als Deutscher zu geben hat. Winnetou lernt begierig von Old Shatterhand, so wie er bereits vorher von seinem ebenfalls deutschen Lehrmeister Klekih-petra gelernt hat: Schon als der deutsche Held den künftigen Apachenhäuptling kennenlernt, liest dieser ›edle Wilde‹ Bücher wie Longfellows ›Song of Hiawatha‹ und weiß, daß seine Schwester erst die Schulen der Weißen besuchen müßte, bevor sie als Ehefrau für den deutschen Helden infragekäme, weil sie als Indianerin kulturell tief unter diesem steht. Als letzten Schritt seiner Assimilation bekennt sich Winnetou in der Stunde seines Todes auch noch ausdrücklich zum Christentum.

Der Nationalsozialismus, der sich in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts auf fatale Weise zur nationalen Ideologie der Deutschen entwickelte, profitierte laut Lutz sowohl vom schwelenden Antisemitismus wie auch von der Indianerbegeisterung der Deutschen. Auch Mays Indianererzählungen wurden für die ideologischen Ziele der Nazis funktionalisiert. Wenngleich es zu Beginn der faschistischen Herrschaft in Deutschland eine hitzige Debatte darüber gegeben hatte, ob Mays Bücher verboten werden sollten, weil Old Shatterhand in der Indianerin Nscho-tschi eine ›Nicht-Arierin‹ liebt, so habe nicht zuletzt Hitlers Vorliebe für Mays Bücher gegen ein Verbot gewirkt. Hitler war der Meinung, die deutsche Jugend brauche Helden wie May sie in seinen Romanen liefert. In Winnetou sah Hitler sogar den „perfekten Kompanieführer“; und auch in den Indianererzählungen der Nazizeit wurden indianische Häuptlinge als ›Führer‹ stilisiert, die wie schon Arminius alias Hermann ihre Stämme im Kampf gegen fremde Eindringlinge vereinten, um ihren Lebensraum zu verteidigen, im Gegensatz zu den Germanen jedoch dem Untergang geweiht waren, weil sie als ›nicht-arische Rasse‹ der weißen ›Herrenrasse‹ unterlegen waren. Ein klassisches Beispiel seien Fritz Steubens (1898–1981) Kinder- und Jugendbücher um den Shawano-Häuptling Tecumseh aus den 30er Jahren, die Lutz als „eindeutig faschistische Propaganda“ verurteilte. Vom Kampfgeist und der Unbarmherzigkeit der tapferen roten Krieger konnten sich die deutschen Soldaten aus Sicht der Nazis allerdings eine Scheibe abschneiden, weshalb Mays Bücher im Krieg auch an der Front verteilt wurden.

Nach dem Ende der Nazi-Diktatur veränderte sich laut Lutz die sozio-kulturelle Funktion der Indianerliteratur und -filme in Deutschland. Angesichts der Schuld an mehreren Millionen unmenschlichen Morden, die schwer auf dem Bewußtsein des deutschen Volkes lastete, habe die Märchenwelt des Wilden Westens einen Fluchtraum geboten, in dem die Deutschen endlich wieder frei von Schuld waren: Zum einen tragen die weißen Identifikationsfiguren in den populären Indianerromanen von Karl May und James Fenimore Cooper – Old Shatterhand und Lederstrumpf – in ihrer moralischen Reinheit buchstäblich weiße Westen; und zum anderen sind die Deutschen in Mays eskapistischer Wildwest-Welt generell immer die ›Guten‹, während die Schuld am indianischen Völkermord ausschließlich auf dem Konto der Spanier, Engländer, ›Yankees‹ und Franzosen verbucht wird.

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund war Mays Geschichten nach dem Krieg auch auf der Bühne so großer Erfolg beschieden, wie die Germanistin Dr. Katrin Sieg in ihren Betrachtungen über die ersten Jahre der Bad Segeberger Karl-May-Festspiele

an ihren Vorredner anknüpfte. In ihrem Beitrag ›Race and Reconstruction: 'Winnetou' in Bad Segeberg, 1952–54‹ (›Rasse und Wiederaufbau: ‚Winnetou' in Bad Segeberg, 1952–54‹) argumentierte sie ähnlich wie Lutz, daß Old Shatterhand nach dem aggressiven Herrenmenschentum der Nazis wieder einen akzeptablen deutschen Superhelden dargestellt habe, der kein kriegerischer Eroberer, sondern vielmehr ein christlicher Missionar war. Das sei auch in der Bühnenkulisse zum Ausdruck gekommen, wo sich Kreuz und Marterpfahl, Kirche und Tipis gegenüberstanden. In bewußter Abgrenzung zum Nazi-Ideal des teutonischen ›Herrenmenschen‹ à la Siegfried waren die ersten Hauptdarsteller in Bad Segeberg von eher schlanker und zierlicher Statur, wie Sieg anhand ausgewählter Dias aus den ersten Jahren der Festspiele illustrierte. Wann immer Old Shatterhand in den frühen Inszenierungen von den Indianern verdächtigt wird, ein Rassist und Repräsentant der rücksichtslosen weißen Eroberer zu sein, beweist er, daß er anders ist, und bringt die Indianer dazu, ihr Vorurteil zu revidieren. Denn als Deutscher hat Old Shatterhand keinen Anteil an den Verbrechen, die den Indianern in Mays Phantasiewelt ausschließlich von Vertretern anderer europäischer Mächte zugefügt worden sind. Vielmehr hilft der deutsche Held den Indianern in ihrem Leid und leiste damit auf einer fiktionalen Ebene gewissermaßen eine ›Wiedergutmachung‹ für den Holocaust in der Heimat. Dementsprechend sei es in den 50er Jahren „wie eine Geste der Absolution" gewesen, wenn Winnetou dem Publikum mit der ausladenden Geste des indianischen Grußes von der Bühne her zuwinkte.

Auch in den Karl-May-Filmen der 60er Jahre fand in der Besetzung der Hauptrollen mit Ausländern eine Abwendung vom teutonischen Ideal des Siegfried-Helden statt – so jedenfalls argumentierte Lutz: Der Film-Old-Shatterhand (Lex Barker) war Amerikaner, Winnetou wurde von einem Franzosen (Pierre Brice) gespielt, und der Jugoslawe Gojko Mitić hatte einige größere Gastauftritte als Indianer in den ›Winnetou‹-Filmen, bevor er zum ›DEFA-Winnetou‹ avancierte. Dem ist allerdings entgegenzuhalten, daß der große, breitschultrige, blonde und blauäugige Lex Barker, der die Rolle des deutschen Helden spielt, eben gerade wieder dem Siegfried-Typus entspricht, wie Michael Petzel ganz richtig in seinem Karl-May-Filmbuch feststellt: „So deutsch wie dieser Amerikaner sieht kein Deutscher aus." (Michael Petzel: Karl-May-Filmbuch. Bamberg 1998, S. 134)

Zu diesem Urteil neigte auch Frau Sieg. Wie sie erklärte, führte die Popularität des kiefermalmenden, muskulösen Ex-Tarzan als Film-Old-Shatterhand auch zu einer Trendwende in Bad Segeberg, wo im Gegensatz zur ›unteutonischen‹ Besetzung der ersten Jahre fortan nun ebenfalls eher siegfriedähnliche Hauptdarsteller gefragt gewesen seien, wie Heinz-Ingo Hilgers, der seinem Winnetou einen „düsteren, männlichen Kriegercharakter" verliehen habe, oder der jugoslawische Muskelmann Gojko Mitić, der nach dem multikulturellen Pierre Brice in den 90er Jahren wieder einen Winnetou von der exotischen Männlichkeit eines Rambo auf die Bühne gebracht habe.

Für den einstigen ostdeutschen Teilstaat konstatierten Lutz und Feest zwei äußerst diametrale Funktionen der Indianerbegeisterung. Lutz wies auf den ideologischen Nutzen hin, den der Staat der DDR aus dem weitverbreiteten Interesse an den Indianern ziehen konnte: In den DEFA-Western mit Gojko Mitić und den Büchern

von DDR-Autoren sei das Indianer-Sujet ein willkommener Aufhänger für Kritik am amerikanischen Imperialismus und Kapitalismus gewesen. Mays Werk war in der DDR bis 1982 verboten, weil der Sachse unglücklicherweise zu Hitlers Lieblingsschriftstellern gezählt hatte und die Kulturschaffenden in der DDR bestrebt waren, ein realistischeres und politischeres Bild von den Indianern zu zeichnen, das vor allem die amerikanische Unrechtspolitik gegenüber den Indianern anprangert. Die Freigabe der romantischen Karl-May-Bücher und -Filme anfang der 80er Jahre konnte aber schließlich mit dem Antiamerikanismus des sächsischen Autors gerechtfertigt werden. Feest hob auf der anderen Seite den eskapistischen Nutzen der Indianertümelei für viele Bürger der DDR hervor: So hätten vor allem die zahlreichen ›Indianer-Clubs‹ eine ›Nische‹, einen Freiraum vom staatlich verordneten Konformismus geboten, in dem die gesellschaftlich unterdrückte Individualität ungestört entfaltet werden konnte. Denn die sozialistische Führung konnte ja schlecht die hobbymäßige Beschäftigung mit einem Volk verbieten, das bis in die Gegenwart Widerstand gegen den amerikanischen Imperialismus geleistet hatte.
Für den Westteil Deutschland sprach Feest dem Karl-May-Verlag das Verdienst zu, mit der cleveren Vermarktung ihres Autors dazu beigetragen zu haben, daß das schon im vorigen Jahrhundert durch eine Flut von Indianerbüchern angefachte Interesse der Deutschen an den Indianern auch im 20. Jahrhundert stark geblieben ist.

2. Traditionen der deutschen Indianerliteratur

Allein zwischen 1875 und 1900 sind nach Angaben von Feest in Deutschland Tausend Buchtitel zum Thema Indianer erschienen. Als Karl May seine erfolgreichsten Winnetou-Romane schrieb, gab es in Deutschland also bereits einen breiten Markt für Indianerliteratur, der durch die Übersetzungen von ausländischen Bestsellern wie James Fenimore Coopers ›Lederstrumpf‹-Zyklus (1826–1841), Gabriel Ferrys ›Waldläufer‹ (1853) oder Emilio Salgaris Werken im Laufe des 19. Jahrhunderts geschaffen worden war. Auch der deutschsprachige Raum hatte schon vor Karl May erfolgreiche Indianerbücher hervorgebracht, die auf Mays Sichtweise der Indianer sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben sind. Inwiefern Mays Indianerbücher in der Tradition seiner deutschen Vorgänger stehen oder sich von ihnen unterscheiden, wurde von den Germanisten Dr. Wynfried Kriegleder und Dr. Jeffrey Sammons untersucht.
In seinem Überblick ›American Indians in German Novels up to the 1850s‹ (›Amerikas Indianer in deutschen Romanen bis in die 1850er Jahre‹) postulierte Kriegleder, daß die deutsche Indianerliteratur von ihren Anfängen mit Werken wie dem Briefroman ›Die Erscheinungen am See Oneida‹ (1798) von Sophie von La Roche (geborene Gutermann von Gutershofen; 1731–1807) bis Mitte des 19. Jahrhunderts von fünf Grundüberzeugungen geprägt war:
1. Konflikte zwischen Indianern und Weißen sind nicht Konflikte zwischen Indianern und einzelnen europäischen Nationen wie Engländern oder Franzosen, sondern zwischen Indianern und Europäern im allgemeinen, zwischen alter und neuer Welt.
2. In diesem Konflikt muß die Kultur der Indianer unausweichlich der ›überlegenen‹ und ›höherwertigen‹ Zivilisation der Europäer weichen. Schon in La Roches

›Erscheinungen‹, in dem von einem europäischen Siedlerpaar erzählt wird, das sich in der nordamerikanischen Wildnis mit einem Indianerstamm anfreundet, bleibt den beiden weißen Protagonisten ungeachtet der Hilfsbereitschaft der Indianer und einiger zivilisationskritischer Reflektionen der Gegensatz zwischen „unseren Büchern“ und „ihrer Unwissenheit“, zwischen schmutzigen Tipis und dem sauberen, eleganten Heim in Europa bewußt.

3. Die Indianer müssen sich an die europäische Zivilisation anpassen oder untergehen.

4. Es ist die Berufung der Europäer, ihre Zivilisation zu den Indianern zu bringen – nicht nur das Christentum, sondern vor allem auch deutsche Sekundärtugenden wie Bildung und Hygiene. In den ›Erscheinungen‹ definiert die weiße Protagonistin es dementsprechend als ihre Aufgabe, den Indianern eine Enzyklopädie näherzubringen, die sie aus Europa mitgebracht hat und die für sie Symbol der Zivilisation ist.

5, Die Indianer sind nur in dem Grade ›gut‹, wie sie die Kultur der Weißen aufnehmen und zu schätzen wissen. O-Ton einer typisch ›guten‹ Indianerin aus der deutschen Fiktion: „Die Weißen lehren unsere Männer, den Pflug zu benutzen und unsere Frauen, bessere Kleidung zu nähen.“

Erst in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als in Deutschland mehr über die tatsächliche Situation der Indianer bekannt wurde, meldeten sich Kriegleder zufolge auch vermehrt amerikakritische Stimmen zu Worte, die den krassen Materialismus und die Indianerpolitik der USA verurteilten, darunter Ferdinand Kürnbergers ›Der Amerikamüde‹ (1855).

Im Verlauf der zweiten Jahrhunderthälfte seinen ideologische und realistische Aspekte in der deutschen Indianerliteratur allerdings mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Die Wildnis Nordamerikas habe nicht länger als Tatort amerikanischer Doppelmoral oder als barbarische Wildnis fungiert, die zu zivilisieren die gottgewollte Aufgabe des weißen Mannes (›a white man's burden‹) sei, sondern nur noch als leerer Abenteuerschauplatz, in dem sich weiße Helden und ›edle Wilde‹ bewähren konnten.

Mit ihrer eurozentrischen Perspektive hat sich die deutsche Indianerliteratur von Anfang an von der Sichtweise James Fenimore Coopers abgehoben, der als amerikanischer Vater des Indianerromans gilt. Im Gegensatz zu Cooper, der die amerikanische Natur und ihre Bewohner im Rousseauschen Sinne idealisierte und Kritik an der Zivilisation übte, wurde in der deutschen Literatur bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein nicht daran gezweifelt, daß die Vertreibung und Enteignung der Indianer und die Zerstörung ihrer Kultur historisch unausweichlich und aufgrund der vermeintlichen Höherwertigkeit der weißen Zivilisation auch gerechtfertigt sei.

Das exemplifizierte Jeffrey Sammons in seinem Vortrag ›Nineteenth-Century Representations of Indians from Experience: Charles Sealsfield, Balduin Möllhausen, and Friedrich Gerstäcker, with a Contrasting Glance at Karl May‹ (›Indianerdarstellungen aus eigenem Erleben im 19. Jahrhundert: Charles Sealsfield, Balduin Möllhausen und Friedrich Gerstäcker, mit einem vergleichenden Blick auf Karl May‹).

So läßt der erste bedeutende deutschsprachige Westernautor, Charles Sealsfield, mit bürgerlichem Namen Karl Postl (1793–1864), der während seines Amerikaaufenthaltes zudem stark von der jacksonischen Ideologie der Westwärtsexpansion beeinflußt wurde, in seiner Erzählung ›Tokeah or the White Rose‹ (1828; in Deutschland 1833 in überarbeiteter Form unter dem Titel ›Der Legitime und die Republikaner‹ erschienen) den amerikanischen Präsidenten Jackson zum fiktiven Indianerhäuptling Tokeah sprechen: „Gott hat dieses Land nicht als Jagdgründe geschaffen, sondern auf daß Weiße wie Rote den Boden pflügen und von den Früchten leben." Da Tokeah jedoch zum Krieg gegen die Weißen aufruft statt sich anzupassen, wird er gegen Ende der Erzählung als Friedensbrecher (und implizit als Rebell gegen den Fortschritt der höherwertigen Zivilisation) von einem anderen Indianerstamm umgebracht.

In den Wildwest-Erzählungen von Friedrich Gerstäcker (1816–1872), die sich vorrangig mit dem Alltag der weißen Goldsucher, Bootsleute, Flußpiraten und deutschen Auswanderer befaßten, spielten Indianer zwar kaum eine Rolle, doch hob Gerstäcker dennoch ihre Feindseligkeit hervor, indem er sie z. B. als Statisten für Bahnüberfälle einsetzte.

Bei Balduin Möllhausen (1825–1905) schließlich findet sich Coopers Dichotomie von ›guten‹ und ›schlechten‹ Indianern geradezu ins Gegenteil verkehrt: Während Cooper die Indianer vor ihrem Kontakt mit der europäischen Zivilisation als moralisch unverdorbene Naturkinder, als ›die besseren Menschen‹ idealisiert und den negativen Einfluß der Zivilisation für die moralische Degeneration der Indianer und die Existenz ›schlechter‹ Indianer verantwortlich macht, hat Möllhausen ein genau umgekehrtes Raster, Indianer in ›gut‹ und ›schlecht‹ einzuteilen: Laut Sammons schätzte Möllhausen Indianer wie die Hopi und Cherokee, weil sie die europäische Kultur aufnahmen und anfingen, Ackerbau zu betreiben, wohingegen er die nomadischen, von der Jagd lebenden Prärieindianer als primitiv abstempelte.

Karl May dagegen stellte sich mit seiner Parteinahme und Sympathie für die Indianer gegen den Tenor der deutschen Indianerliteratur, wie Sammons in seinem bereits im Vortragstitel angekündigten „vergleichenden Blick auf Karl May" erklärte. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern, bei denen die Anschauung weit verbreitet gewesen sei, daß gewissermaßen erst indianische Knochen den amerikanischen Boden düngen müßten, bevor weißer Ackerbau das Land kultivieren könne, verurteilte May ausdrücklich den Völkermord an den Indianern. Mit seinem *Winnetou* wollte er diesem Volk, das seiner Meinung nach dem Untergang geweiht war, ein Denkmal setzen.

Folgt man Sammons, so hat May die deutsche Indianerliteratur, die seit jeher in einem Spannungsverhältnis zu Coopers Idealisierung des menschlichen Ur- und Naturzustandes und seiner Verkörperung bei den Indianern gestanden hatte, ›cooperisiert‹. In seiner Charakterisierung der Indianer orientierte sich May bekanntermaßen an Cooper: Mays ›gute‹ Apachen ähneln Coopers Mohikanern und Delawaren, seine ›bösen‹ Kiowas und Komantschen entsprechen den Huronen und Mingos bei Cooper, wobei May es wie schon sein amerikanischer Vorgänger nicht versäumt, die ›Schlechtheit‹ der ›bösen‹ Indianer auf den negativen Einfluß der weißen Zivilisation zurückzuführen.

Allerdings konnte sich auch May nicht von der ethnozentrischen Sichtweise frei machen, die die Werke seiner deutschen Vorgänger geprägt hatte, gerade weil er viele von ihren Werken als Quellen für sein Wissen über die Indianer nutzte. Denn im Gegensatz zu Sealsfield, Möllhausen und Gerstäcker, die allesamt mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte durch Amerika gestreift waren, kannte der ›sächsische Phantast‹ den ›Wilden Westen‹ nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus Büchern, als er den Großteil seiner imaginären ›Reiseerzählungen‹ fabulierte. Demzufolge stand auch für den Vater des Winnetou außer Frage, daß die Zivilisation der Weißen, insbesondere die der Deutschen, hoch über der Kultur der Indianer stand. In Einklang mit Möllhausens Sichtweise sind Mays ›edle Wilde‹ à la Winnetou ›zivilisierte‹ und christianisierte Indianer, während sich die ›bösen‹ Indianer den positiven Einflüssen der Zivilisation verschließen und in ihrer traditionellen Kultur verhaftet bleiben. Denn in Mays Romanwelt repräsentiert die Religion der Indianer Haß und Tod, wohingegen das Christentum die Religion der Liebe und des Friedens ist; die Lebensverhältnisse der Indianer sind aus Mays Sicht durch Aberglauben, mangelnde Hygiene und billigen Geschmack bestimmt, wohingegen sich die Deutschen (und Europäer) durch Reinlichkeit, Bildung und ästhetisches Empfinden auszeichnen.

Weitaus kritischer und realitätsbezogener als May, Sealsfield, Möllhausen und Gerstäcker hat sich die deutsche Schriftstellerin Luise Welskopf-Heinrich (1901–1979) mit der Indianerthematik auseinandergesetzt. Wie die Amerikanistin Dr. Elsa Mueller in ihrem Vortrag ›Active Here, Different There: Welskopf-Heinrich and the American Indian Movement‹ (›Hier aktiv, dort anders: Welskopf-Heinrich und die indianische Bürgerrechtsbewegung‹) referierte, war die engagierte Autorin, die sich in den 60er Jahren mehrfach in indianischen Reservaten (vor allem in der Pine Ridge Reservation) aufhielt, selber in der indianischen Bürgerrechtsbewegung aktiv und hat in ihren späteren Büchern die aktuellen Probleme und Lebensbedingungen in den Reservaten angesprochen (wie z. B. den Mißbrauch von Reservatsland als atomare Müllkippen). In ihrer Schaffenszeit entlarvte die Autorin des Roman-Zyklus ›Die Söhne der großen Bärin‹ (1962) Ethnozentrismus als Rationalisierung für den europäischen Kolonialismus und protestierte gegen die gängigen Western-Filme und -Romane ihrer Zeit, denen sie vorwarf, Indianer als „Kleiderständer zum Aufhängen von Abenteuergeschichten“ zu mißbrauchen.

3. Historische Kontakte zwischen Deutschen und Indianern

Was die historische Wirklichkeit anbelangt, so trotzen die Deutschen, im Gegensatz zu Amerikanern, Briten und Franzosen, in ihrer Beziehung zu den Indianern jeder einfachen Charakterisierung, wie Dr. Collin Calloway dieses Kapitel der Konferenz einleitete: Sie bekämpften die Indianer, versuchten sie zu missionieren, schlossen Ehen mit Indianern oder bestaunten sie in Zirkus-Shows. Doch unabhängig davon, ob die Beziehungen der Deutschen zu den Indianern freundlicher oder feindlicher Natur waren, so waren sie in der Regel durch die gleichen ethnozentrischen Vorstellungen von der Überlegenheit der europäischen Kultur geprägt, wie sie auch in der deutschen Indianerliteratur bis ins 20. Jahrhundert hinein vorherrschend waren.

In seiner Analyse von ›Reports on Encounters between Germans and Indians in the 1890s‹ (›Berichte über Begegnungen zwischen Deutschen und Indianern in den 1890er Jahren‹) exemplifizierte der Politologe und Pädagoge Dr. Markus Kreis anhand von zwei Beispielen die beiden vorherrschenden Indianerklischees des ausklingenden 19. Jahrhunderts: das vom ›wilden Krieger‹ und das vom ›Indianer in der Missionsschule‹.

So wurden in dem Dresdener Zirkus Sarrasani, der in den 90er Jahren eine Gruppe Indianer im Programm hatte, die indianischen Schausteller als Stammesgruppe angekündigt, die in ihrer Reservation nach keinen anderen Regeln als denen der Rache leben, obwohl die Indianer in Wirklichkeit Christen waren und der Chef der Truppe sogar seinen Wunsch geäußert hatte, nach seinem Ableben in Dresden begraben zu werden.

Am Beispiel der Holy Rose Mission zeigte Kreis, wie sich auch deutsche Missionare in den USA an der rigorosen Umerziehung indianischer Kinder in den berüchtigten Internatsschulen beteiligten: Mit dem Ziel, die ›Wildheit‹ der indianischen Schüler und ihre traditionelle Kultur zu brechen, sie zu ›zivilisieren‹ und zu ›guten Amerikanern‹ und ›fleißigen Ackerbauern‹ zu erziehen, wurde ihnen das Haar abgeschnitten und europäische Kleidung verpaßt; unter Strafe war es ihnen verboten, weiterhin indianische Kleidung zu tragen oder ihre Stammessprache zu sprechen; und statt ihre traditionelle Religion ausüben zu können, mußten sie katholische Gebete auswendig lernen.

Auch Dr. Ingo Schroeder kam in seiner anthropologischen Studie über eine 1893 in Fort Apache gegründete Mission deutscher Katholiken ›Pastor Francis Uplegger: A German Missionary Meets the Apache‹ (›Pastor Francis Uplegger: Ein deutscher Missionar trifft auf die Apachen‹) zu dem Schluß, daß die deutschen Missionare unter dem 1867 in Deutschland geborenen Pastor Uplegger die Kultur des Stammes aus einer sehr ethnozentrischen Perspektive betrachteten, auch wenn sie den Indianern mit Sympathie begegneten: Die Missionare verspürten Mitleid mit dem Volk, das ihrer Meinung nach in ›heidnischer Dunkelheit‹ gefangen war. Gerade weil ihnen das Schicksal der Apachen, mit denen sie zusammenlebten, so sehr am Herzen lag, fühlten sie das dringende Verlangen, die ›heidnische‹ Kultur der Indianer zu verändern. Insofern respektierten die katholischen Missionare die Kultur der Apachen nur insoweit, wie sie nicht in Konflikt stand mit ihren Christianisierungs- und Zivilisierungsabsichten.

Nicht alle Deutschen, die in Amerika in Kontakt mit Indianern kamen, waren diesen so wohl gesonnen wie die Missionare. Wenngleich die Vorstellung weit verbreitet ist, daß die Deutschen in einem konfliktfreieren und harmonischeren Verhältnis zu den Indianern gestanden hätten als Vertreter anderer Nationen, so sah die Realität oft auch anders aus – zumindest im Arizona des vorigen Jahrhunderts: In seinem Referat ›Old Shatterhand and Winnetou in Arizona? Myth and Reality of German-American Indian Relations in 19th Century Arizona‹ (›Old Shatterhand und Winnetou in Arizona? Mythos und Wirklichkeit der Beziehungen zwischen Deutsch-Amerikanern und Indianern im Arizona des 19. Jahrhunderts‹) demonstrierte der Historiker Gerhard Grytz, daß die Deutschen bei der Enteignung und Ermordung der amerikanischen Urbevölkerung tatkräftig mitgemischt und deren

kulturelle Integrität und Landrechte nicht mehr geachtet haben als andere europäische Einwanderergruppen. In Arizona seien die Beziehungen zwischen Deutschen und Indianern in der Regel sehr oberflächlich und nur in dem Maße friedlich gewesen, wie die Deutschen aus ihren Beziehungen zu den Indianern materielle Vorteile ziehen konnten. Die meisten Deutschen seien nicht daran interessiert gewesen, die Kultur der Indianer näher kennenzulernen: Für deutsche Geschäftsleute, die bourgeoise Ideen aus Deutschland nach Arizona importiert hätten, sei Geldgier der Hauptanreiz für den Handel mit den Indianern gewesen; die deutschstämmigen Soldaten, die in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts zehn Prozent der Armee in Arizona stellten, hätten sich auf das Töten von Indianern beschränkt; und für die deutschen Farmer, die ihre eigenen Agrarwerkzeuge aus dem Osten mitgebracht hätten und nicht daran interessiert gewesen seien, von den ortsansässigen Indianern alternative Techniken der Bodenbewirtschaftung zu lernen, hätten die Indianer nur ein Hindernis bei der Landerschließung dargestellt.

Laut Grytz wurden Mays edle Apachen im Arizona des vorigen Jahrhunderts von den Weißen als aggressive, rastlose Wilde, die ohne Skrupel und Gewissen weiße Frauen und Kinder abschlachten, diskriminiert. Auf der Grundlage dieses Mythos hätten sich unter zahlenstarker deutscher Beteiligung sogenannte ›Jagdgruppen‹ formiert, die den Apachen nachsetzten und den Stamm der Yellowpile-Indianer völlig ausrotteten, obwohl die Yellowpile nicht einmal zu den Apachen gehörten; ein deutscher Kapitalist habe sich durch seine extreme Sammelleidenschaft für selbsterjagte Skalpe sogar den Namen ›Apache Scalper‹ (›Apachenskalpierer‹) erworben.

Vor diesem Hintergrund resümierte Grytz, daß die Vorstellung von einer besonderen Beziehung zwischen Deutschen und Indianern im Allgemeinen und Apachen im Besonderen, abgesehen von wenigen Einzelfällen, nicht mehr als ein Mythos (gewesen) ist, der nur in Deutschland existiert (hat). In Hinblick auf diesen Mythos hatte der deutsche Referent abschließend allerdings noch eine Anekdote aus seinem eigenen Nähkästchen anzubieten: Vor mehreren Jahren kontaktierte er als Student die Apachen, um für ein wissenschaftliches Forschungsprojekt Einblick in das Stammesarchiv zu nehmen. Kaum hatte er sein Anliegen vorgetragen, wurde er sofort mit den Worten „Nein, Du bist weiß, wir wollen Dich hier nicht“ abgeschmettert. Als er daraufhin seinem Professor resigniert seine Niederlage klagte, wurde ihm erklärt, daß er mehr Erfolg gehabt hätte, wenn er sich als Deutscher zu erkennen gegeben hätte. Ohne diesen Rat zu verstehen, rief Grytz ein zweites mal beim Stamm an und ließ diesmal sofort ins Gespräch einfließen, daß er Deutscher sei, woraufhin er prompt ins Reservat eingeladen und bei seiner Ankunft von den Apachen auf das herzlichste willkommengeheißen wurde. Natürlich wollte er von seinen Gastgebern wissen, warum ein Deutscher, aber kein Amerikaner zu den Apachen kommen durfte. Wie selbstverständlich wurde ihm erklärt, daß es doch zwischen Indianern und Deutschen schon immer ein ganz besonderes Verhältnis gegeben habe. Als er daraufhin einwarf, daß ein solches Verhältnis in der amerikanischen Geschichte niemals existent gewesen sei, wurde ihm entgegnet: „Nun gut, dann haben wir eben jetzt eins.“

Reinhold Wolff

Karl May und Frankreich

Karl May, in Deutschland (und, nach Erscheinen der chinesischen Ausgabe der Gesammelten Werke im letzten Jahr, bald auch in China, dem bevölkerungsreichsten Land der Erde...) immer noch der am meisten gelesene deutsche Autor, ist auf dem französischen Buchmarkt nicht vorhanden und spielt – wie ich aus Nachfragen bei französischen Freunden weiß – auch in den Phantasien französischer Jugendlicher und Erwachsener von heute keine Rolle. Im März diesen Jahres wird sich eine öffentliche Podiumsdiskussion, die im Rahmen einer vom Goethe-Institut in Nancy veranstalteten Karl-May-Woche stattfindet, mit diesem Problem befassen. Grund genug für einen Vorsitzenden der Karl-May-Gesellschaft, der diese Podiumsdiskussion einleiten soll und seiner wissenschaftlichen Herkunft nach gleichzeitig Romanist ist, über die Vor- und Rahmenbedingungen des Problems einmal im Zusammenhang nachzudenken. Ist Karl May, von Frankreich aus gesehen und für Frankreich, ein schwieriger und schwer zu vermittelnder Autor? Und wenn ja: was könnten die historischen oder gesellschaftlichen Hintergründe einer solchen Problematik sein? Und: wären die Gründe bei Karl May zu suchen, oder eher bei den französischen Lesern, ihren Lesetraditionen und ihrem Literaturverständnis? Fragen über Fragen...

*

Nun ist es ja insgesamt nichts Neues, daß benachbarte Kulturen sehr selektiv mit dem kulturellen Inventar der jeweils anderen Kultur verfahren und mitunter gerade die bedeutsamen Bestandteile systematisch ausblenden. Noch vor wenigen Jahren[1] wurde in jedem Schuljahr eines französischen Gymnasiums eine Tragödie von Racine behandelt: Racine's Dramen waren, neben Corneille's ›Cid‹, eiserner Bestandteil der ›französischen Klassik‹, auch mit der Konsequenz, daß Generationen von Franzosen (mit Gymnasialbildung) damit über einen gemeinsamen kulturellen Code verfügten, ihre eigenen Erfahrungswelten etwa in der Liebespsychologie des Racine'schen Theaters spiegelten, usw. Diesseits des Rheins aber kamen, seit ebenso vielen Generationen von Deutschen, Racine und Corneille nicht, oder nur in extremen Ausnahmefällen, überhaupt vor. Ich habe in den 50er und 60er Jahren, als ich in München ein eifriger Theaterbesucher war und die Münchner Bühnen eine unbestrittene Spitzenstellung in der damaligen Bundesrepublik hatten, nie auch nur ein einziges Stück der beiden Franzosen auf dem Spielplan erlebt, und in andern deutschen Städten war das, dem Vernehmen nach, nicht anders. Dies hat sich eigentlich erst mit dem deutsch-französischen Kultur-TV-Sender ARTE geändert, der seit einigen Jahren in seinem gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache ausgestrahlten Programm ab und an auch die Autoren der französischen Klassik zur

1 Vielleicht ist es auch noch immer so: der Zustand der ›permanenten Bildungsreform‹ ist in Frankreich noch viel ausgeprägter realisiert und von außen nicht mehr zu überblicken.

Kenntnis des deutschen Publikums bringt; aber ARTE wurde ja nun auch auf ausdrückliches Betreiben des französischen Staatspräsidenten Mitterand und des deutschen Bundeskanzlers Kohl geschaffen, um genau in dieser Weise die Defizite der interkulturellen Information abzubauen, und es war der gleiche Sender ARTE, der am 8.4.1997 mit einem umfassenden ›Themenabend‹ zum ersten Mal Karl May einem französischen Publikum präsentierte.

Was für den Bereich der ›Klassiker‹ gilt – bei dem man immerhin noch einwenden könnte, daß es sich um ein durch Bildung und Herkommen eingeschränktes, zahlenmäßig begrenztes und möglicherweise ›kulturell spezialisiertes‹ Publikum handelt –, gilt dann für den Populärroman mit seinem Massenpublikum ganz ähnlich: der Absenz von Karl May auf dem französischen Buchmarkt entspricht das teilweise oder ebenso vollständige Fehlen vergleichbarer französischer Schriftsteller auf dem deutschen Buchmarkt. Jules Verne (1828–1905), der mit seinen technisch-utopischen und exotischen Abenteuerromanen die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts in Frankreich dominiert und noch heute mit mehr als 60 verschiedenen Titeln auf dem französischen Buchmarkt präsent ist, bringt es auf dem deutschen Buchmarkt immerhin auf etwa zwei Dutzend verschiedener Titel, wobei eine Rolle spielen mag, daß Jules Verne in vielem Entwicklungen vorwegnimmt, die in der aktuellen Science-Fiction- und Fantasy-Literatur aufgenommen werden. Aber Maurice Leblanc (1864–1941), der mit seinem virtuosen ›gentleman-cambrioleur‹ (›Edel-Gauner‹) Arsène Lupin Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich die Szene beherrscht und bis heute massiv auf dem französischen Buchmarkt vertreten ist (fast 30 unterschiedliche Titel), ist im deutschen Sprachbereich heute nur mit einem einzigen Roman (des Schweizer Diogenes-Verlags) und zwei stark gekürzten Schulausgaben (Langenscheidt-Hachette und Klett) zu lesen.

Gerade Leblanc aber gilt als ›typisch französischer‹ Autor, und sein Held als ›typisch französischer Held‹: anarchisch, intelligent, mit Witz (›Esprit‹) und Tempo, mit unnachahmlicher Eleganz und ein ›homme à femmes‹, wie er im Buche steht. Wäre dies also des Rätsels Lösung? Wäre Karl May ein so ›typisch deutscher Autor‹, daß er eben deshalb französischen Lesern nicht zu vermitteln ist? ›Urdeutsch‹ also, in jenen Vorurteilskategorien, wie sie in Frankreich Tradition haben[2]: versponnen und schwerfällig, provinziell, umständlich, sentimental – oder zumindest in einem solchen Ausmaß ohne Esprit und spielerische Leichtigkeit, daß die Kost für französische Leser zu schwer verdaulich wäre? Immerhin wissen wir aus vielen Beispielen, daß in den Zeiten des hypertrophen Nationalismus, also im 19. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die europäischen Nationen gerade auch über ihre Literatur, privilegiertes kulturelles Medium in ganz Europa, ihre Identität suchen und finden, und sich gleichzeitig über ihre Literatur erfolgreich abgrenzen gegen die andern, die Nachbarn und Rivalen.

Und wer solche großflächigen und damit notgedrungen vagen Erklärungen nicht liebt – immerhin haben sich unzählige Franzosen seit dem 19. Jahrhundert für Hegel und Marx begeistert, denen Umständlichkeit und Schwerfälligkeit nicht abzu-

---

2 Vgl. Wolfgang Leiner: Das Deutschlandbild in der französischen Literatur. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1989, S. 42ff.

streiten sind, vom Einfluß Heideggers auf die französische Philosophie ganz zu schweigen; und pflegte mein akademischer Lehrer Escarpit als guter Komparatist zu sagen: « Il n'y a pas de caractère national, il n'y a que des préjugés nationaux! » –, der mag die Hypothese immerhin verkürzen und konkreter fassen. Die gerade erwähnte ›Absenz‹ der französischen Klassik auf deutschen Bühnen etwa muß nicht auf eine nebulose Unverträglichkeit der nationalen Selbstbilder und Charaktere zurückgeführt werden, sondern ist als historischer Vorgang durchaus einsehbar: die deutsche (bürgerliche) Literatur emanzipiert sich gegen Mitte des 18. Jahrhundert von der französischen Kulturdominanz, indem sie sich – unter dem Vehikel der Berufung auf Shakespeare – auf die eigenen, populären und mittelalterlichen Traditionen besinnt. Lessing, dessen ›Miss Sara Sampson‹ beim bürgerlichen Publikum in Hamburg wahre Tränenströme, und beim Hofpublikum in Wien größte Heiterkeit auslöst,[3] formuliert und rationalisiert in der ›Hamburgischen Dramaturgie‹ diesen Paradigmenwechsel als Abkehr von Corneille und Racine und Zuwendung zu Shakespeare, aber der eigentliche historische Hintergrund bleibt, daß sich das bürgerliche ›Deutschland der Dichter und Denker‹ nur formieren kann, indem es sich distanziert von der französischen Kulturhegemonie, in der das ›höfische‹ Deutschland noch lange befangen bleibt. Die ›deutsche Literatur‹ (noch Friedrich der Große, der selbst nur französisch schrieb, hatte nur Spott und Hohn für Literaten, die glaubten, man könne auch in deutscher Sprache publizieren) entsteht in Verdrängung der normativen Kultur des französischen Klassizismus, und sie hat diesen konstitutiven Verdrängungsvorgang ihrer Anfänge bis heute weitgehend aufrecht erhalten.

Für Karl Mays Absenz in Frankreich wäre nun eine sehr ähnliche, diesmal allerdings im politischen Raum angesiedelte Vermutung denkbar: das Deutschlandbild der Franzosen erleidet einen radikalen Bruch mit dem deutsch-französischen Krieg und der Reichsgründung von 1870/71. Bis zu diesem Zeitpunkt ist das Bild des deutschen Nachbarn, zum ersten Mal seit Jahrhunderten, ein uneingeschränkt positives, entwickelt von den französischen Romantikern (die in England und Deutschland ihre Vorbilder suchen) und formuliert von Mme de Staël in ihrem einflußreichen ›De l'Allemagne‹ (1810), in dem sie von einem unpolitischen, der Natur, Wissenschaft und Philosophie hingegebenen Deutschland berichtet. Die Formel vom ›Deutschland der Dichter und Denker‹ stammt von Mme de Staël, und in der Folge gibt es in Frankreich eine Begeisterung für deutsche Literatur und Philosophie (z. B. einen wahren Hegel-Kult), und eine Neuorientierung der Wissenschaft, v. a. der Geisteswissenschaften an deutschen Vorbildern. Warnende Stimmen wie die

---

3 Reinhart Meyer: Das Nationaltheater in Deutschland als höfisches Institut: Versuch einer Begriffs- und Funktionsbestimmung. Das Ende des Stehgreifspiels – Die Geburt des Nationaltheaters: Ein Wendepunkt in der Geschichte des europäischen Dramas. Hg. v. Roger Bauer und Jürgen Wertheimer. München: Fink, 1983, S. 124–153, hier S. 145. Zum Nebeneinander der zwei literarischen Kulturen im 18. Jahrhundert vgl. Reinhold Wolff: „… Kein Geistlicher hat ihn begleitet": Über Peinlichkeitsgefühle, Kitsch, Trivialität, Wunscherfüllungsphantasien und die Roman-Ästhetik des Realismus. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 79/1997, S. 78–107, passim.

Heinrich Heines (der auf den – durch die napoleonische Besatzung angestachelten – deutschen Nationalismus hinweist) sind selten und werden nicht gehört. Die Krise von 1870/71 verändert dies radikal: unzählige französische Intellektuelle empfinden die Geschehnisse als „Verlust des zweiten Vaterlandes".[4] Und die folgenden Jahrzehnte sind in Frankreich alles andere als deutschfreundlich, träumen von der Revanche und der Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen (« la ligne bleue des Vosges… »), und machen bestenfalls noch einen Unterschied zwischen (dem gehaßten) Preußen und (dem ein wenig akzeptableren) Deutschland. Noch an der Reaktion der Franzosen und insbesondere des Staatspräsidenten Mitterand und der französischen ›politischen Klasse‹ auf die deutsche Wiedervereinigung war das Nachwirken solcher Traumata zu spüren.

Der schon einmal erwähnte französische Held Arsène Lupin ist ein Kind dieser Epoche: ein typisch französischer Supermann, mit dessen Allmacht und Unbesiegbarkeit die Franzosen das kollektive Gefühl von Niederlage und Schande kompensieren. Zumindest hat J.-P. Sartre dies auf unnachahmliche Weise anläßlich der Darstellung seiner Kindheitslektüre in ›Les mots‹ so interpretiert: « Battue, la France fourmillait de héros imaginaires dont les exploits pansaient son amour-propre […]: j'adorais le Cyrano de la Pègre, Arsène Lupin, sans savoir qu'il devait sa force herculéenne, son courage narquois, son intelligence bien française à notre déculottée de 1870. L'aggressivité nationale et l'esprit de revanche faisaient de tous les enfants des vengeurs. Je devins un vengeur comme tout le monde… » Und insofern mag es kein Zufall sein, daß Held Arsène Lupin in Deutschland nie besonders ›Furore‹ machte.

Aber auch Karl May ist ein Kind gerade dieser Zeit. Karl May macht seine unglaubliche Erfolgs-Karriere im Kaiserreich und über weite Strecken im Gleichklang mit dessen (kolonialen, sozialen, politischen) Phantasien,[5] ganz so wie auf der anderen Seite Maurice Leblanc als geistvoller Ausdruck der französischen Revanche- und Überlegenheitswünsche Erfolg hat. Die Weltkarte von Karl Mays Schauplätzen ist weitestgehend identisch mit den Kolonialinteressen des Wilhelminischen Reichs, und auch seine Supermänner Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi lassen immer wieder die Welt tatkräftig am deutschen Wesen genesen.[6] Wäre dies also letzten Endes die Erklärung: daß Karl May in Frankreich deshalb nicht existent ist, weil er als Exponent des deutschen Populärromans der Kaiserzeit für den französischen Leser nicht assimilierbar war, und diese Nicht-Akzeptanz bis heute vorhält?

*

Die Antwort ist, erstaunlicherweise: Nein! Als ich vor ein paar Jahren einen Kollegen elsässischer Abstammung,[7] der seine Kindheit und Jugend im Elsaß verlebt hat

---

4 So die Überschrift des entsprechenden Kapitels in Leiner, Deutschlandbild, S. 124ff.

5 Vgl. dazu Reinhold Wolff: Projektive Träume: Karl May und der Wilde Westen der Wilhelminischen Epoche. In. Studies in the Western 7/1999 (demnächst).

6 Daß sich die Welt Karl Mays nicht insgesamt auf diese Wunschwelt der Wilhelminischen Zeit reduzieren läßt, vgl. ebd.

7 Dr. Ulrich Kraft, vgl. http://karlmay.uni-bielefeld.de/kmg/sprachen/franzoes/index.htm.

und perfekt zweisprachig ist, darum bitten wollte, für die ›Homepage‹ der Karl-May-Gesellschaft eine kurze Einführung in deren Tätigkeit ins Französische zu übersetzen, leitete ich das auf Deutsch geführte Gespräch mit der Frage ein: „Kennen Sie eigentlich Karl May?“. Er schien irritiert, dachte nach und antwortete spontan auf Französisch: « Charles May? Oui, bien sûr! » Denn er hatte, wie seine französisch-elsässischen Spielkameraden, ›Charles May‹ als Jugendlicher gelesen. Mühseliges Suchen in entlegenen Winkeln seines Hauses erbrachte den Beleg, daß er Karl May in Ausgaben des Verlagshauses A. Mame & Fils aus den 30er und 50er Jahren gelesen hatte.

Ulrich von Thüna hat vor vielen Jahren[8] diese erstaunlich reiche Geschichte der französischen Übersetzungen Karl Mays ausführlich recherchiert und sorgfältig dokumentiert, auf deren Anfänge *in Paris und Tours* übrigens Karl May selbst mit verständlicher Genugtuung in seiner Autobiographie hinweist.[9] Deshalb wissen wir, daß die ersten französischen May-Texte, Übersetzungen der Pustetschen ›Hausschatz‹-Texte des Orientzyklus, ein knappes Jahr nach den deutschen Originalen ab November 1881 (!) in der monarchistisch-klerikalen (Pariser) Tageszeitung ›Le Monde‹ erscheinen. Es bleibt in der Folge weder bei den Erzählungen des Orientzyklus, noch bei ›Le Monde‹ (die übrigens mit der heutigen linksliberalen Zeitung nur den Namen gemeinsam hat): große Teile des ›Hausschatz‹-Programms werden, für das gleiche weltanschauliche Milieu wie in Deutschland, ins Französische übersetzt. Ab 1885 schon erscheinen Buchausgaben beim Verlagshaus A. Mame & Fils in Tours, dessen May-Aktivität (teilweise auch in einer kleinformatigen, sehr populären Reihe ›Collection pour tous‹) bis in die 50er Jahre dieses Jahrhunderts belegt ist. Ab 1933 erscheint Karl May dann auch bei dem angesehenen Pariser Verlagshaus Flammarion, dessen Ausgaben v. Thüna bis 1973 recherchiert hat. Jürgen Hahn hat in seinem Übersetzungsvergleich[10] sogar einen Flammarion-Text von 1980 benutzt: mehr Karriere, als diese Präsenz auf dem französischen Buchmarkt von mehr als einem Jahrhundert bezeugt, kann man als deutscher Schriftsteller eigentlich in Frankreich nur selten machen.

Natürlich wird dabei nicht nur übersetzt, sondern auch bearbeitet, und es erscheinen auch nicht die Münchmeyerschen Kolportage-Romane (*Wir lieben die Franzosen nicht, aber wir heiraten ihre Frauen*), sondern eben die Pustet- und Union-Texte. Und daß das gerade geschilderte Problem der schwierigen Akzeptanz eines deutschen Schriftstellers nach 1871 durchaus eine Rolle spielt, geht aus dem ›Avant-Propos‹ zum Band *Les Pirates de la Mer Rouge* hervor, mit dem der Verlag A. Mame & Fils die Serie seiner Buchausgaben einleitet. Dabei erwähnt der Verlagslektor zunächst die ungeheure Nachfrage nach ›récits de voyage‹ (= Reiseerzählungen) auf dem literarischen Markt, kündigt dann eine « longue série de voya-

---

8 Karl-May-Übersetzungen in Frankreich 1881–1974. In: M-KMG 28/1976, S. 15ff.; 29/1976, S. 26ff.; 30/1976, S. 12ff.

9 Karl May: *Mein Leben und Streben*. Hg. von Hainer Plaul. 3. Nachdruckausgabe. Hildesheim 1997 (Nachdruck der Ausgabe Freiburg 1910), S. 193f.

10 Jürgen Hahn. Vom ›Roten Gentleman‹ zum ›Homme de la Prairie‹: Aperçus zu einem Wechsel szenischer Illumination in der Nugget-tsil-Episode der französischen Winnetou-Ausgabe. In: JbKMG 1990, S. 170ff.

ges » aus der Feder des « M. May » an und fügt, quasi als Entschuldigung, hinzu: « Il nous a semblé que le style du narrateur serait apprécié en France; que ses dialogues, si vifs, si naturels, si amusants, plairaient; que sa verve, son caractère aventureux, sa brillante imagination le rendraient sympathique malgré sa nationalité [Hervorhb. R. Wolff], et ces qualités-là, nous nous sommes efforcé de les mettre dans tout leur jour en les exprimant dans notre langue ». Da wird also – Jürgen Hahn hat schon darauf hingewiesen[11] – jemand ins französische Wesen einbezogen, indem er als nachgerade ›undeutsch‹ und mit französischen Schriftstellerqualitäten ausgestattet deklariert wird; werden Vorurteilsstrukturen von deutscher Schwerfälligkeit und Unnatur erhärtet, indem sie für diesen einen Fall des M. May außer Kraft gesetzt werden; und wird auch noch herablassend darauf hingewiesen, daß man der Sache in der Übersetzung natürlich noch den letzten Schliff gegeben habe... Aber insgesamt ist es wohl einfach so, daß die ›katholische Internationale‹ stärker ist als das antideutsche Vorurteil: in Frankreich hat, ähnlich wie nach 1940, gerade der Schock der Niederlage von 1870/71 eine erbitterte Auseinandersetzung zwischen dem republikanisch-laïzistischen Teil der Bevölkerung und dem katholisch-konservativen Teil ausgelöst. Das katholische Frankreich empfindet die Niederlage als Strafe für seine übergroße Schuld: für die zersetzende, religionsfeindliche Kritik der Aufklärung, mit der alles begann; für den Abfall von der Religion in der Revolution, und den darauffolgenden Verrat an der Monarchie ›von Gottes Gnaden‹. Es baut die ›Sühnekirche‹ auf dem Monmarte, die Gott um Verzeihung für Frankreichs Sünden bitten und seine Hilfe für die ›Revanche‹ erflehen soll; und es schart sich dabei um jenen Marschall MacMahon, der als Leutnant Algerien miterobert hat und seitdem in allen französischen Kriegen des Jahrhunderts erfolgreich gewesen ist; der vor Sedan verwundet wurde (was ihm persönlich die Kapitulation erspart hat), dann als Oberbefehlshaber den Aufstand der Kommune brutal niedergeschlagen hat und von 1873–1879 Staatspräsident gewesen ist, die Wiedereinführung der Monarchie immer vor Augen. Letzter Höhepunkt dieser Auseinandersetzung des republikanischen mit dem konservativen Frankreich wird die ›Affaire Dreyfuss‹ sein. Noch aber ist es nicht so weit, noch ist die Auseinandersetzung im vollen Gange. Da brauchen die katholischen Zeitungen und Verlage zugkräftige Autoren, vermittelt auch von ausländischen katholischen Verlagen, und Karl May – ist einer von Ihnen, nun auch in Frankreich. Und daß es nicht, wie in Deutschland, der Wilde Westen ist, mit dem Karl May die Szene betritt, sondern der Vordere Orient, liegt an der Geographie der französischen Kolonialinteressen.

(wird fortgesetzt)[12]

---

11 Ebd., S. 170f.

12 sobald der Verfasser, der derzeit eine Expedition in den ›Llano Estacado‹ vorbereitet, von dieser wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt ist...

Gregor Seferens

Auch eine Art Wilder Westen (I)

Zu den Übersetzungen der Werke Karl Mays ins Niederländische

Karl May ist ein Massen-Phänomen, er war es zu Lebzeiten und ist es bis heute – wenn vielleicht auch nicht mehr mit der gleichen Breitenwirkung wie noch vor einigen Jahren – geblieben. Die Massenwirkung dieses überaus populären Schriftstellers blieb nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkt. Die Kunde vom Erfolg Mays gelangte sehr schnell auch über die Grenzen der Nachbarländer, und schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lagen Übersetzungen von Erzählungen und Romanen vor.[1] Noch vor Beginn unseres Jahrhunderts erschien in den Vereinigten Staaten ein Raubdruck des *Winnetou* in englischer Sprache.[2]
Insgesamt wurden Mays Werke zu seinen Lebzeiten in 17 Sprachen übersetzt. Weitere kamen hinzu, so daß nach heutigem Stand des Wissens davon ausgegangen werden kann, daß Übertragungen in insgesamt 29 Sprachen vorliegen. Daß es sich dabei durchaus um eine kontinuierliche internationale Rezeption handelt, belegt die Tatsache, daß für den Zeitraum nach 1945 May-Ausgaben in 29 Ländern und in 24 Sprachen nachgewiesen sind.[3] Eine Umfrage, die die UNESCO im Jahre 1969 veranstaltete, kam zu dem Ergebnis, daß Karl Mays Romane weltweit – nach der Bibel und den Schriften Lenins – die am dritthäufigsten übersetzten Werke überhaupt sind.[4]

---

1 So erschien z. B. 1888 in der Tschechoslowakei eine Übertragung von *Der Sohn des Bärenjägers* (vgl. Klaus-Peter Heuer: Karl-May-Bibliographie. In: Pete Wolf: Karl May in ›Ost‹ und ›West‹ [SoKMG 77/1988], S. 74; vgl. auch: Jaroslav Moravec: Die tschechischen Übersetzungen Karl Mays. In: KMJb 1921, S. 262ff.; Manfred Hecker/Hans-Dieter Steinmetz: Die tschechischen Karl-May-Ausgaben. In: M-KMG 22/1974 u. 23/1975. In Nr. 22, S. 10 wird 1890 als Jahr der Erstübersetzung genannt). Schon 1881 veröffentlichte die katholische Tageszeitung ›Le Monde‹ in Paris eine Übertragung der ersten drei Orient-Bände. May erwähnt dies in *Mein Leben und Streben* (Reprint, hg. v. Hainer Plaul, Hildesheim/New York ^{3}1997, S. 193f.), datiert den Zeitpunkt der Übersetzung jedoch vor. Vgl. Ulrich von Thüna: Karl-May-Übersetzungen in Frankreich 1881–1974. In: M-KMG 28–30/1976. Christoph Blau hat unlängst darauf hingewiesen, daß die erste Buchausgabe von *Der schwarze Mustang* nicht in Deutschland, sondern 1892 in Schweden erschienen ist (in: M-KMG 116/1998, S. 33–36). Eine Bibliographie der schwedischen May-Ausgaben hat Axel Delorme nun vorgelegt (in: M-KMG 121/1999, S. 18–30).

2 Vgl. hierzu: Walther Ilmer: Winnetou auf Amerikanisch. In: M-KMG 25/1975, S. 31–34, und Hanswilhelm Haefs in Wolf, wie Anm. 1, S. 48f. Haefs gibt einen Aufsatz von Horst Dinkelacker, Karl May in Amerika. Übersetzungen seiner Werke – ein Erfolg?, wieder und macht die bibliographische Angabe: „1898 Winnetou, the Apache Knight. Adapted for our boys and girls from C. May by Marion Ames Taggart“ (S. 48), während Ilmer betont, daß ein Hinweis auf May fehlt (S. 31).

3 Diese Angaben macht Steinmetz in: „Unrasierte deutsche Tintenklekser“. Eine ungarische Stimme nach dem Charlottenburger Urteil. In: M-KMG 78/1988, S. 17.

4 So Haefs (nach Dinkelacker) in: Wolf, wie Anm. 1, S. 48.

Hat man diese Zahlen zur Kenntnis genommen, kann man sich vorstellen, vor welchen Schwierigkeiten ein Unternehmen steht, welches die Erforschung der Auslandsrezeption der Werke Karl Mays zum Ziel hat. Doch nicht nur die Masse der Ausgaben ist ein Problem. Erschwert wird die Forschung auch dadurch, daß es überaus mühsam ist, die fremdsprachigen Ausgaben überhaupt zu ermitteln, weil manche Länder nicht über eine Nationalbibliographie verfügen. Und hat man die bibliographischen Angaben ermittelt, so bedeutet dies noch längst nicht, daß man auch das Buch hat, denn meist gab und gibt es keine Institutionen, die systematisch Material zu ausländischen, noch dazu ›trivialen‹, Autoren sammeln.

Dieser Schwierigkeiten ungeachtet ist die Wirkung der Werke Mays im Ausland immer wieder Gegenstand der Forschung gewesen, und besonders die Arbeiten der letzten 20 Jahre, die vornehmlich unter der Ägide der KMG entstanden, haben eine Fülle von Material zu Tage gefördert und wichtige Ergebnisse gezeitigt. Vor allem der Initiative von Hans-Dieter Steinmetz, Manfred Hecker und Klaus-Peter Heuer ist es zu verdanken, daß für eine ganze Reihe von europäischen Ländern Bibliographien der Übersetzungen vorliegen.[5] Die Titelangaben und die ausführlichen Beschreibungen der Ausgaben (Deckelbilder, Illustrationen, Angaben zum Textumfang etc.) lassen Rückschlüsse auf das vom Verleger anvisierte Publikum zu und geben so einen ersten Eindruck davon, welche Gruppen in der Bevölkerung die Bücher rezipierten (oder von den Verlagen als Käufer anvisiert wurden).[6]

Trotz dieser vielfältigen Bemühungen, die hier nur in Umrissen dargestellt werden konnten, gilt im großen und ganzen immer noch, was Hans-Dieter Steinmetz 1987 konstatierte: „Einer Landkarte mit noch vielen weißen Flecken unbekannter Gebiete gleicht der Stand, den die Karl-May-Forschung auf dem Teilgebiet der Werkgeschichte der ausländischen Karl-May-Ausgaben bisher erreicht hat. Was über Jahrzehnte versäumt wurde, ist nur mit großem Aufwand nachzuholen: die bibliographische Erfassung der May-Übersetzungen und Erforschung der May-Rezeption im Ausland“[7]. Literatursoziologische Forschungen darüber, wer May las, welchen Einfluß seine Texte auf das Indianerbild der Leser hatte, inwieweit sie sogar auf die jeweilige Nationalliteratur wirkten usw., sind Fragen, die bis heute weitgehend ungeklärt sind.

Daß auf dem Globus der May-Rezeption die niederländischsprachigen Gebiete inzwischen nicht mehr weiß und mit der Inschrift „Hic sunt leones“ versehen sind, verdanken wir vor allem zwei bibliographischen Arbeiten. Dabei handelt es sich zum einen um die als Sonderheft der KMG veröffentlichte, sehr verdienstvolle Bibliographie der niederländischen May-Ausgaben von Maarten van Diggelen und

---

5 Vgl. hierzu die Bibliographie zur Forschungsliteratur im Karl-May-Handbuch, hrsg. v. Gert Ueding, Stuttgart 1987, S. 696–719.

6 Der nächste Schritt bei der Erforschung der Rezeption bestünde dann im genaueren Vergleich der Übersetzung mit dem Original sowie der Sammlung und Auswertung von Rezeptionszeugnissen wie Rezensionen, Vor- und Nachworten, anderen Leserkommentaren aus Tagebüchern, Ausleihstatistiken der Bibliotheken usw.

7 Hans-Dieter Steinmetz: Zeitgenössische Karl-May-Übersetzungen I. In: M-KMG 77/1988, S. 15.

Hans-Dieter Steinmetz.[8] Zum anderen wäre das im vorigen Jahr als Privatdruck erschienene Werk ›Een ketting van boeken‹ von J. C. Oosterbaan zu nennen, das nicht nur die niederländischen May Ausgaben bibliographisch erfaßt, sondern auch ausführlichere Erläuterungen und Kommentare zur Druck- und Verlagsgeschichte gibt.[9]

Einen ersten Überblick über die niederländische May-Rezeption gab Emanuel Kainz in seiner Dissertation ›Das Problem der Massenwirkung Karl Mays‹.[10] Kainz, der den Zeitraum von 1890 – in diesem Jahr erschien unter dem Titel *De Oude Dood. Reisavonturen in Mexico* (›Der alte Tod. Reiseabenteuer in Mexico‹) als erste niederländische May-Übersetzung eine Übertragung der Erzählung *Der Scout* – bis 1942 berücksichtigt, nennt eine Reihe von Ausgaben und Verlagen und stellt fest, daß „von den 65 Bänden 51 in Holländisch herausgebracht“[11] wurden. Die Bestseller sind dabei die Bände 1–9, 35, 36 und 41 der Radebeuler Ausgabe. Kainz berichtet auch, daß Old Shatterhand in einer *Bärenjäger*-Übersetzung zu einem Niederländer namens „IJzervuist“ (Eisenfaust) mutiert ist und daß auch andere Figuren ihre deutsche Nationalität gegen die niederländische vertauscht haben.[12]

Eine ausführlichere Bibliographie der niederländischen May-Ausgaben legte Hans Elema 1973 in seinem Buch ›Literarischer Erfolg in sechzig Jahren‹ vor und geht dabei auch auf die Verlagsgeschichte der Übersetzungen ein.[13] Elema rechnet May zu den Jugendbuchautoren und nennt ihn einen „›Klassiker‹ des 19. Jahrhunderts“[14], da er, als einer der wenigen deutschen Autoren aus der Generation von vor 1850, auch 1960 noch auf dem Buchmarkt in den Niederlanden präsent sei. Zur Qualität der Übersetzungen äußert sich Elema nicht, sondern vermerkt lediglich, daß – und er weist dabei auf den kompilierten Inhalt der Vorlagen hin – Art und Umfang der Bearbeitungen sich nicht immer feststellen ließen.[15] Aus Elemas Studie geht hervor, daß Karl May – neben Hedwig Courths-Mahler – der am häufigsten übersetzte deutsche Autor in den Niederlanden ist.[16]

---

8 Maarten van Diggelen/Hans-Dieter Steinmetz: Die holländischen Karl-May-Ausgaben. 100 Jahre Karl May in den Niederlanden (= SoKMG 87/1991).

9 J. C. Oosterbaan: Een ketting van boeken. Krabbendijke 1999. Eine nähere Beschreibung bietet meine Besprechung dieses Buches in: M-KMG 122/1999, S. 61–65.

10 Emanuel Kainz: Das Problem der Massenwirkung Karl Mays. Wien 1949, S. 104ff.

11 Ebd.; vgl. auch: van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 10, wo die Angabe 53 Bände lautet.

12 S. Kainz, wie Anm. 10, S. 4; van Diggelen/Steinmetz ergänzen noch, daß der Geburtsort von Hobble-Frank von Moritzburg nach Amsterdam verlegt wird (wie Anm. 8, S. 4).

13 Hans Elema: Literarischer Erfolg in sechzig Jahren. Eine Beschreibung der belletristischen Werke, die zwischen 1900 und 1960 vom Deutschen ins Holländische übersetzt wurden. Assen 1973, S. 327–330 bzw. S. 203–205.

14 Ebd., S. 193; neben May nennt er als Jugendbuchautorin nur noch Johanna Spyri.

15 Ebd., S. 204.

16 Da aber die Serie der Übersetzungen von Courths-Mahler 1949 abreißt (Elema, wie Anm. 13, S. 320), Karl May jedoch während des gesamten Berichtszeitraumes verlegt wurde (und darüber hinaus bis in die Gegenwart verlegt wird), darf man annehmen, daß May der am meisten übersetzte deutsche Autor in den Niederlanden ist.

Aus den Bibliographien von Oosterbaan und van Diggelen/Steinmetz lassen sich eine Reihe von Folgerungen ableiten. Zunächst kann man feststellen, daß in erster Linie die Reise- und Abenteuererzählungen Mays ins Niederländische übertragen wurden. Spitzenreiter in der ›Helden-Hitparade‹ ist eindeutig Winnetou. Sein Name ist quasi das Markenzeichen, unter dem May firmiert. Das zeigen die vielen Titel, in denen sein Name abweichend von der Vorlage vorkommt.[17] Das Alterswerk Mays, die Schriften also, die er nach 1900 verfaßte, blieben bisher unübersetzt. Eine Ausnahme bildet der Band *Winnetou IV*, der diesen Umstand wohl der Tatsache verdankt, daß er den Apachen-Häuptling im Titel führt und die Handlung doch immer noch mit dem Apachen zu tun hat. Außerdem hat F. C. de Rooy Auszüge aus *Mein Leben und Streben* nach der ›„Ich“‹-Fassung des KMV vorgelegt.[18]

Aus den Angaben über den Umfang der Bände kann man den Eindruck gewinnen, daß die bis 1932 erschienenen Ausgaben sich noch recht eng an die Vorlage halten, wobei es aber zu bedenken gilt, daß mit der Konzeption und Herausgabe der Radebeuler Ausgabe eine Bearbeitung der Texte einherging, „die bei den neu angegliederten Bänden 34ff. grundsätzlich vorgenommen und sukzessive auf die vom KMV übernommenen Bände 1–33 ausgedehnt wurde“[19]. Das bedeutet, daß nach 1913 verstärkt bearbeitete Vorlagen den Übersetzungen zugrunde gelegt wurden. Hinzu kommt noch, daß die Texte bei der Übersetzung wohl einer weiteren Bearbeitung unterzogen wurden.[20]

Bereits 1932 wurden die Rechte an Mays Werken aufgrund anderer Copyright-Bestimmungen in den Niederlanden frei. Die Folge war eine Reihe von Ausgaben, die sich zwar mit dem Namen May schmückten, die aber die deutschen Vorlagen auf den Handlungskern kürzten und, wie F. C. de Rooy es ironisch ausdrückte, die Texte „von allen lebensanschaulichen Weitschweifigkeiten“[21] säuberten. Nach dem

---

17 z. B. *Het Goud van Winnetou* (dt.: *„Weihnacht!“*), *Winnetou en de Zeerovers* (dt.: ›Kapitän Kaiman‹); *Winnetou en de Goudzoekers* (dt.: *„Weihnacht!“* ohne Kap. 1–4); *Winnetou bij de Bedoeienen* (dt.: *Krüger Bei* und *Satan und Ischariot*).

18 In: Karl May: Karl May en zijn wereld. Utrecht/Antwerpen 1967 (= Karl-May-Pockets Bd. 50, hrsg. von F. C. de Rooy).

19 Jürgen Wehnert. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 5, S. 681.

20 Auf Namensänderungen usw. wurde weiter oben bereits hingewiesen. Ein weiteres Beispiel für Bearbeitung ist die Umgruppierung von Kapiteln bei der Übersetzung. So wurden bei der Übertragung des Bandes *Die Helden des Westens*, der die Erzählungen *Der Sohn des Bärenjägers* und *Der Geist des Llano estakata* enthält, die Kapitel 1 und 2 des *Llano* – wohl in der Annahme, der ganze Band sei insgesamt ein Roman – an den Anfang gesetzt. Dann wird der gesamte *Bärenjäger* eingeschoben und der *Llano*-Rest bildet den Schluß (vgl. van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 4). Unter ›Bearbeitung‹ wird man im wesentlichen Kürzungen verstehen müssen, die für den vorliegenden Aufsatz zwar im einzelnen nicht nachgeprüft werden konnten, doch scheint auch für die ›guten‹ Übersetzungen ein Textschwund von 10–15 % keine unrealistische Schätzung zu sein.

21 F. C. de Rooy: Die Karl-May-Taschenbücher in Holland. In: M-KMG 15/1973, S. 28. Die von van Diggelen/Steinmetz in der Rubrik „Stark bearbeitete Ausgaben“ (wie Anm. 8, S. 58–69) genannten Bände umfassen meist weniger als 200 Seiten; der Schnitt dürfte bei ca. 140 Seiten liegen.

II. Weltkrieg ging auch der Becht-Verlag, dessen Übertragungen sich bis dahin relativ eng an die deutsche Vorlage gehalten hatten, dazu über, seine Ausgaben massiv zu kürzen, da die Nachfrage erheblich nachgelassen hatte. Bis zu 40 % des ursprünglichen Textes wurden eliminiert und alle Erzählungen wurden in die Er-Form umgeschrieben.[22]

Einen Wendepunkt in der Geschichte der niederländischen May-Ausgaben scheint die am Ende 50 Bände umfassende Reihe zu sein, die der katholisch orientierte Spectrum-Verlag aus Utrecht ab 1962 unter Federführung von F. C. de Rooy herausgab.[23] Zwar bringt diese Ausgabe bis 1967 eine große Menge an May-Texten,[24] doch wurden die einzelnen Bände zum Teil aus verschiedenen, vom KMV bearbeiteten Bänden der Bamberger Ausgabe kompiliert, was sowohl Kürzungen als auch Ergänzungen nötig machte. F. C. de Rooy formulierte die Editionsprinzipien für die ersten 25 Bände wie folgt:

> „1. Alles ›Lebensanschauliche‹ in Mays Werken wurde ohne Kürzung übersetzt.
> 2. Die 25 Bände enthalten nur Texte, welche in Holland les- und verkaufbar sind. Wer sich also für die sogenannten ›symbolischen‹ Reiseerzählungen interessiert, soll sie im deutschen Original lesen.
> 3. Es wurden möglichst alle Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi-Geschichten aufgenommen; die Serie sollte eine Art Lebensbeschreibung des Ichs bringen, auch wenn May ›er‹ schreibt wie in den Union-Bänden.
> 4. Die in Betracht kommenden Erzählungen wurden somit chronologisch geordnet. Unstimmigkeiten im Text wurden geändert, angepaßt oder beseitigt, damit z. B. ein schon verstorbener Mann nicht nachher wieder weiterlebt!
> 5. Frühgeschichten, worin das Ich sich noch kaum zum vertrauten OS- oder KBN-Typ entwickelt hat, schieden aus. So z. B.›Die Gum‹.
> 6. Frühgeschichten, die nicht ausscheiden durften, wie z. B. die sich in „Winnetou" II und III befindlichen Erzählungen, wurden von mir psychologisch besser angepaßt, wie es freilich auch Karl May schon ein wenig versucht hatte, als er die Winnetou-Trilogie zusammenstellte.
> 7. Personen und Ereignisse, welche der Leser als unwahrscheinlich empfinden konnte, wurden abgeändert und durch Paralleltypen ersetzt. So wurde aus Lord Castlepool Lord Lindsay. Auch Ortschaften und Reiserouten wurden umgeändert, wo erforderlich.
> 8. Etwaige vom KMV übersehene Fehler in den Erzählungen wurden korrigiert und die hie und da lässige Komposition gestrafft.

---

22 Vgl. van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 13. vgl. a.: N.N.: Karl May in Holland. In: 50 Jahre Karl-May-Verlag, Bamberg 1963, S. 53.

23 Karl May Pockets voor zon en vader, hg. von F. C. de Rooy. Utrecht/Antwerpen, 1962–1967. Zum Spectrum-Verlag vgl. Elema, wie Anm. 13, S. 282. Der Verlag wurde während des Krieges gegründet; damals erschienen Übersetzungen von Werken von A. K. Stöger, A. Stifter und L. Weismantel; 1951 nahm der Verlag seine Tätigkeit wieder auf und veröffentlichte u. a. J. Roth, E. Langgässer, Dörfler (vermutlich: Peter), W. Bergengruen und H. Böll; diese im weitesten Sinne ›katholische‹ Linie wurde nach 1958 zugunsten einer mehr kommerziellen verlassen; Märchen, Sagen, Jugendliteratur und später auch Unterhaltungsliteratur prägten nun das Verlagsprogramm.

24 Die Bände haben durchschnittlich etwa 330 Seiten.

9. Es wurden ›Erinnerungsbemerkungen‹ des Ichs eingeschaltet da, wo der Leser sich sonst wundern würde, wieso Old Shatterhand sich an einen gewissen Ort nicht mehr erinnert, obwohl er schon ein Jahr zuvor in der Nähe war, usw.
10. Gesamtprinzip: alles Wesentliche beibehalten; alles Nebensächliche ändern, wo es stören würde; einen so einheitlich wie möglichen Reisebericht des OS/KBN herstellen."[25]

Die May-Taschenbücher waren so erfolgreich, daß sich der Verlag zu einer zweiten Serie von weiteren 25 Bänden entschloß. Hier nun „sollten die Münchmeyer-Geschichten aufgenommen werden und die restlichen Reiseerzählungen, insoweit sie für Holland in Betracht kämen".[26] Als Übersetzungsprinzipien dieser „Sammlung bearbeiteter Texte, weniger im Sinne des Münchmeyer-Verlags als des Karl-May-Verlags"[27], nennt de Rooy:

„1. Die Übersetzungen wurden nach den vom KMV bearbeiteten Texten der Uebereuter-Ausgabe angefertigt.
2. Diese zweite Reihe enthielt also weder den Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi noch die Hauptfiguren Winnetou und Halef. Wenn also der KMV diese irgendwo eingeschaltet hatte (Bd. 60, 62), wurde das von mir geändert. Auch das Ich in Bd. 60 schied aus: ich setzte den Gebhard von Greifenklau[28] dafür ein, wie auch in ›Sklavenkarawane‹, ‹Am stillen Ozean‹ und in der Krumir-Erzählung.
3. Wo möglich, wurden Figuren und Handlungen von mir umgebogen, um die Erzählungen der 2. Reihe denen der 1. Reihe anzupassen. So wurde aus dem Vater Jaguar des ›Inka‹ der berühmte Old Firehand."[29]

Hier soll nicht der Stab über diese Ausgabe gebrochen werden, denn immerhin kommt den Spectrum-Bänden das Verdienst zu, daß sie den niederländischen Lesern in einer Zeit, als der ›Original-May‹ als unverkäuflich galt, relativ authentische Textteile präsentierten. Aber es soll hier Stellung dazu genommen werden, weil es sich bei dieser Ausgabe nicht um den Versuch handeln konnte, „dem niederländischen Publikum Karl May überhaupt erst einmal näher zu bringen"[30]. Karl May war in den Niederlanden ein Begriff, die Namen ›Winnetou‹ und ›Old Shatterhand‹ riefen bei vielen Erinnerungen wach, auf die nicht zuletzt auch die Reklame für diese Ausgabe aufgebaut war, die die Bände als „Karl May Pockets voor zoon en vader"[31], für den Sohn und den Vater also, anpries. Doch bevor wir zur Bewertung dieser Ausgabe kommen, soll erst herausgearbeitet werden, was die oben zitierten Prinzipien für die Textgestaltung bedeuten.

---

25 F. C. de Rooy, wie Anm. 21, S. 28f.
26 Ebd., S. 30.
27 Ebd.
28 Das Geschlecht derer von Greifenklau trat in den KMV-Bearbeitungen des May'schen Kolportageromans *Die Liebe des Ulanen* an die Stelle der Familie von Königsau.
29 Ebd. Den niederländischen Lesern freilich wurden diese Übertragungsprinzipien – meinem Wissen nach – nicht bekannt gemacht.
30 Einleitung der Redaktion zu de Rooy, wie Anm. 21, S. 28.
31 So z. B. in der großformatigen Werbebroschüre ›Karl-May-Krant‹, März 1962, und auf der Rückseite des fliegenden Vorsatzblattes in den einzelnen Bänden.

Die in Punkt 1 betonte Vollständigkeit der weltanschaulichen Teile der Erzählungen bedeutet in letzter Konsequenz eine Ideologisierung des Werks, denn durch die Bearbeitung nach den in den Punkten 3–10 genannten Kritierien, die sich unter die Stichworte Vereinheitlichung, Widerspruchsfreiheit und (ästhetische) Verbesserung zusammenfassen lassen, wird dem Leser – zumal dem jugendlichen – jede Möglichkeit zum kritischen Innehalten genommen. Die in den Originalen der Abenteuererzählungen sichtbare Kluft zwischen dem Anspruch der Texte – Realismus, Wahrhaftigkeit, Christlichkeit, Plausibilität – und ihrer tatsächlichen Gestalt, die zur Reflexion über die Texte, über die reale und die literarische Welt und deren Verhältnis zueinander einladen kann, wird zugeschüttet. Indem man den Texten dieses Spannungsfeld raubt, nimmt man ihnen ihr literarisches Potential und degradiert sie zu Erbauungsliteratur, die aufgrund ihres affirmativen Charakters letzten Endes immer trivial ist. All dies erinnert fatal an die Bearbeitungsprinzipien, wie sie Jürgen Wehnert für die Ausgaben des KMV erschlossen hat.[32] Vor allem die Widerspruchsfreiheit des Gesamtwerks und die Einpassung der Texte in das ›Gesamtwerk‹ wurden von de Rooy noch konsequenter als vom KMV durchgeführt. Die chronologische Anordnung der Erzählungen in den ersten 25 Bänden, die dem Leser suggeriert, May habe mit dieser ›Old-Shatterhand-Biographie‹ einen stringenten literarischen Kosmos geschaffen, geht auf eine Idee Franz Kandolfs zurück, die dieser im KMJb 1923 veröffentlicht hatte.[33] Daß aber gerade die Uneinheitlichkeit des Mayschen Werks, der Bruch zwischen

---

32 Vgl. Jürgen Wehnert: Zur abenteuerlichen Textgeschichte Karl Mays. In: Helmut Schmiedt (Hg.): Karl May, Frankfurt a. M. 1983, S. 310–335, bes. S. 318 ff. Daß die Spectrum-Ausgabe in der Tradition des KMV steht, zeigt auch die Werbung:
„Die erste echte niederländische Karl May Ausgabe. Alle Karl May Bände mit Old Shatterhand und Winnetou
Rufen die Namen Winnetou, Kara Ben Nemsi, Old Shatterhand Erinnerungen in Ihnen wach? Erinnerungen an die herrlichen Karl May Bücher, die Sie durch ihre spannenden Abenteuer, durch ihre hinreißenden ›orientalischen‹ und ›indianischen‹ Dialoge in Erregung versetzten? Dann wird es Sie freuen, daß die besten Karl May Bücher nun zum ersten Mal in einer vollständig neuen Übersetzung nach dem ursprünglichen, von Karl May geschriebenen Text auf Niederländisch erscheinen werden.
Dann können Sie in Bälde Ihre Lieblingsbücher in der Form lesen und lesen lassen, die vollkommen dem Geist und der Meinung Karl Mays entspricht, ungekürzt und authentisch. Im Laufe der Zeit haben Bearbeiter versucht, aus Karl Mays Büchern Kinderbücher zu machen. Das hat der Autor nicht gewollt. Er schrieb für jung und alt. Der Absicht des Autors entspricht diese niederländische Übersetzung. Die neue Karl May Übertragung unter der fachmännischen Leitung von Dr. F. C. de Rooy, dem Karl May Kenner par excellence, läßt die Schönheit des Originals unangetastet. Gönnen Sie sich die Zeit, um noch einmal herrlich unkompliziert diese unverfälschten Abenteuerbücher zu genießen“ (In: Karl May Krant, wie Anm. 31).

33 Franz Kandolf. In KMJb 1923, S. 238–258. Kandolf schlug vor, bei der Bearbeitung der Werke Karl Mays für die Radebeuler Ausgabe, die einzelnen Abenteuer chronologisch zu ordnen und so gleichsam die Abenteuer-Biographie Old Shatterhands/Kara Ben Nemsis zu schildern. Dieser Vorschlag wurde in Deutschland nicht realisiert.

Abenteuererzählungen und Spätwerk im speziellen, die Widersprüche und gegenläufigen Tendenzen in den Texten May zu einem Autor machen, der das kritische Interesse des Lesers verdient, der, als bei jungen Lesern außerordentlich beliebter Autor, vielleicht sogar besonders geeignet wäre, kritisches Bewußtsein bei ihnen zu wecken, dies kam den Herausgebern hüben wie drüben nicht in den Sinn.[34]

Ein Motiv für die Eingriffe in die Mayschen Texte war schon für den KMV die Kommerzialisierung des Autors. Durch die Bearbeitung der Romane und Erzählungen sollte den nach 1900 gesunkenen Verkaufszahlen wieder auf die Sprünge geholfen werden.[35] Größerer Profit war wohl auch in den Niederlanden das Motiv für die immer weiter getriebenen Kürzungen der Übersetzungen. Die Spectrum-Ausgabe wendet sich zwar gegen diesen Trend zur Reduktion auf die wesentlichen Handlungselemente und streicht die weltanschaulichen und moralisierenden Passagen nicht aus den Texten, doch auch dies geschieht aus kommerziellen Gründen.

Der Krieg und die Erfahrung der Folgen von Totalitarismus und Militarismus stellten einen tiefen Einschnitt für die gesellschaftliche Entwicklung der Niederlande dar, die bis 1940 durch eine langsame, aber stetig zunehmende Säkularisierung gekennzeichnet war. Schon die Besetzung durch die Truppen Hitlers hatte eine Wiederbelebung des christlichen Glaubens zu Folge. Im Mai 1942 internierten die Deutschen im kirchlichen Internat in St. Michielsgesteel ca. 1300 Intellektuelle. Diese nutzten das unfreiwillige Konklave für intensive Diskussionen über die politische Gestaltung des Königreichs nach dem Ende des Kriegs. Willem Schermerhoorn, der nach 1945 der sozialdemokratischen Partei beitrat und Ministerpräsident des ersten Nachkriegskabinetts wurde, äußerte schon damals die Ansicht, daß alle politischen Parteien die Überlegenheit der christlichen Tradition zu akzeptieren hätten. Nach Kriegsende bemühte sich die politische und gesellschaftliche Elite zunächst um eine Politik der nationalen Einheit. Gemeinsam wollte man versuchen, eine Gesellschaft zu errichten, in der Totalitarismus und Diktatur nicht entstehen konnten. Doch schon bald prallten die unterschiedlichen Interessen der drei großen gesellschaftlichen Gruppen (Protestanten/Reformierte, Sozialdemokraten, Katholiken), die sich spiegelbildlich auch in der Konstellation

---

34 Vgl. hierzu Helmut Schmiedt: Karl May. Studien zu Leben, Werk und Wirkung eines Erfolgsschriftstellers. Frankfurt a. M. ^{3}1992, S. 251–259. Schmiedt stellt fest (S. 254f.): „Aber gerade darin [in der Bearbeitung; GS] steckt eine grundlegende Veränderung des Werkes. Die Abwehr aller Irritationen und offenen Fragen verwandelt das wirre Panorama, das May von seiner Welt vermittelt, zu überschaubaren, eingängigen, leicht konsumierbaren Einzelteilen von jener Harmonie, denen das Original trotz aller Bemühungen widerstand. […] in all dem [den gegenläufigen Tendenzen in den Romanen; GS] ließ sich die Qualität der Romane entdecken, die von der Bearbeitung auf den moderaten Gestus der Shatterhand- und Kara-Ben-Nemsi-Geschichten hinabgedrückt worden sind; daß Verstöße gegen eine durchschnittliche Ordnung Erkenntnisse provozieren können, haben die Bearbeiter ebenso mißachtet wie zahllose Rezensenten."

35 Vgl. Wehnert, wie Anm. 32, S. 322ff.

der politischen Parteien manifestierten, wieder aufeinander. Die christlichen Parteien versuchten verstärkt, jedweder Verweltlichung der Gesellschaft und dem Verfall des Glaubens entgegenzuwirken. Auch die Bemühungen, die eigene Klientel an das entsprechende Lager zu binden, wurden intensiviert. Man zeigte wieder Flagge. 1954 veröffentlichten die Bischöfe einen Hirtenbrief mit dem Titel ›Der Katholik im öffentlichen Leben unserer Zeit‹, der die Gläubigen vor den Gefahren von Liberalismus, Humanismus, Kommunismus und Sozialismus warnte. In ihrer Thronrede im Jahr 1959 betonte Königin Juliana, daß die geistige und moralische Erziehung des Volkes nach der christlichen Lehre das Ziel der Politik sein müsse. Für diese geistige Erziehung der Jugend – deren Desorientierung sich im Phänomen der ›Halbstarken‹ manifestierte – brauchte man auch die passenden Jugendbuchautoren, und man besann sich auf Karl May. Da gegen Ende der 50er Jahre auch die ›guten‹ Übersetzungen bereits so weit gekürzt worden waren, daß lediglich das Handlungsgerüst noch übriggeblieben war, gab es nicht nur einen Markt, sondern auch den Bedarf nach einer ›ethisch einwandfreien‹ Ausgabe, für die man die Originaltexte so bearbeiten mußte, daß sie lesbar und verkäuflich waren. Insofern paßt es auch ins Bild, daß im Spectrum-Verlag in Utrecht und Antwerpen just im Jahre 1958, das nach Elema den Beginn einer mehr gewinnorientierten Verlagspolitik bei Spectrum markiert, auch mit der Publikation von May-Übersetzungen begonnen wurde.[36] Auch wenn „die enge Zusammenarbeit mit dem Karl May Verlag die Authentizität der übersetzten Texte“[37] eben nicht garantiert und man die von F. C. de Rooy betreute Reihe wohl auch nicht als eine akzeptable Leseausgabe bezeichnen kann, so bot sie doch lange Zeit den niederländischen Lesern den ›vollständigsten‹ May, der in niederländischer Übersetzung zu haben war.[38] Daß die Kürzungen und Veränderungen, mit denen Mays Texte zur Erbauungsliteratur umgemodelt wurden, eine ebensolche Trivialisierung darstellen wie die Reduktion auf die reine Handlung, wurde weiter oben bereits erwähnt.

1983 und 1984 legte der Loeb-Verlag die Winnetou-Trilogie unter Zugrundelegung der Spectrum-Bände neu auf und zeigte damit, daß die Spectrum-Ausgabe verbesserungsfähig ist.[39] Die Loeb-Ausgabe korrigiert und komplettiert die alten Übersetzungen und gibt relativ korrekt die Bände 7–9 des Karl-May-Verlags wieder.[40] Im Ganzen betrachtet kann diese Edition, da sie auf den bearbeiteten Texten der ›Bam-

---

36 Vgl. Elema, wie Anm. 13, S. 282, und van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 14 und S. 40, Nr. 185 und 186; Oosterbaan, wie Anm. 9, S. 193, S. 229, Abb. 140 u. 141, S. 231f. und S. 267, Abb. Nr. 63 und 64. 1958 erschien bei Spectrum eine zweibändige Ausgabe von ›Bei den Trümmern von Babylon‹, die auch von de Rooy initiiert wurde.

37 Karl May Krant, wie Anm. 31.

38 Diese Tatsache spricht sie jedoch nicht davon frei, daß sie mit dafür verantwortlich ist, daß auch nach 1962 immer noch der angeblich hohe sittlich-moralische Wert der May-Texte das wichtigste Argument für diesen Autor bleibt und eine im engeren Sinne literarische oder gar ideologiekritische Auseinandersetzung praktisch nicht stattfindet.

39 Karl May: *Winnetou 1–3*. Amsterdam 1983 und 1984.

40 Befund nach: *Karl May Compleet. Winnetou deel 1, 2 en 3*. Sonderausgabe für das Kaufhaus HEMA, 1989.

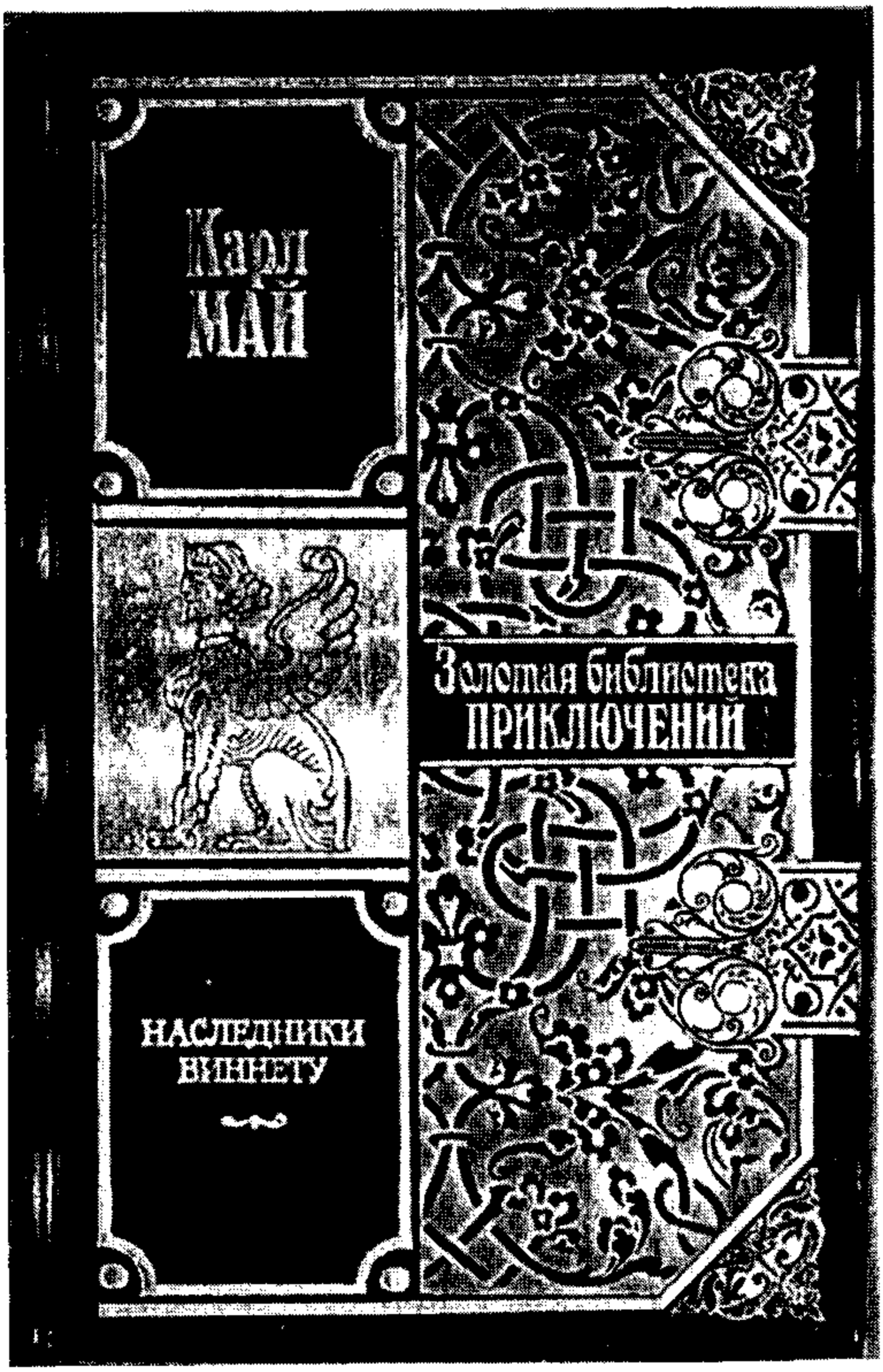
berger Ausgabe‹ des KMV (im folgenden GWB) beruht, nur als Leseausgabe bewertet werden. Insgesamt erschienen in der Zeit von 1983–1986 18 Bände bei Loeb.[41] Obwohl die vollständige Übersetzung der GWB geplant war,[42] stellte man 1986 die Reihe ein.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Anatoli Batalow

Neue Karl-May-Ausgabe in Rußland

Anfang 1999 erschien im Moskauer Verlag ›Terra‹ die neueste russische Karl-May-Übersetzung. Es handelt sich um den Band *Наследники Виннету* (*Nasledniki Vinnetu* – ›Winnetous Erben‹). Er wurde im Rahmen der Reihe Золотая библиотека приключений (›Zolotaja biblioteka prikljutschenij‹ – ›Goldene Abenteuerbibliothek‹) veröffentlicht. Die Auflage betrug 25.000, der Band hat 384 Seiten. Die Illustrationen stammen von E. Muchanowa, die Übersetzung aus dem Deutschen von M. Kuruschin. Es handelt sich um eine Koproduktion des Verlags ›Terra‹ mit dem Verlag ›Literatura‹. Ich konnte feststellen, daß die Übersetzung sehr gelungen ist. Die Ausstattung des Bandes zeugt von hoher Buchkunst, wie auch auf der nebenstehenden Abbildung des Buchdeckels gut zu erkennen ist.



41 Vgl. van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 15f., und Oosterbaan, wie Anm. 9, S. 210–213.

42 Vgl. I. Stassen-Driessen: Lezen over: Karl May. Den Haag 1984 (= Lezen over Nr. 3, hg. v. Nederlands Biblioteek en Lectuur Centrum), S. 19.

Ralf Harder

Stellungnahme zum Sonderheft Nr. 121/1999

Wilhelm Brauneder: ›Die „Leben-Werk-Assoziationen". Eine Kritik insbesondere anhand Ralf Harders Buch „Karl May und seine Münchmeyer-Romane"‹

In einem Geleitwort schreibt Rudi Schweikert:

> „So ist etwa das Verfahren, durch sehr ausgewählte Einzelbeispiele eine All-Aussage, etwa ›Jeder gedruckte Satz der sogenannten Münchmeyer-Romane stammt von Karl May‹, zu beweisen, bereits aus logischen Gründen Unfug." (S. V)

Habe ich das so pauschal behauptet? Ich wies ausdrücklich auf die fatalen Irrtümer der Schriftsetzer Münchmeyers hin. Es kann als sicher gelten, daß Karl May der Redakteur seiner eigenen Texte war. Zur Münchmeyer-Zeit war er als „Literat und Redacteur" gemeldet. (Blasewitzer Adreßbuch, Jahrgang 1884)
Schweikert kritisiert ferner die autobiographischen Spiegelungen, die diverse Autoren oftmals in Mays Werk zu erkennen glauben. Ja, er lehnt sie – wenn ich ihn richtig verstehe – völlig ab. Zugegeben: Es mag Fälle geben, in denen die Interpretationsfreude zu groß war. Aber es gibt gelungene Beispiele. Ich darf hierbei an die Jahrbuchaufsätze von Heinz Stolte erinnern. Karl May schrieb:

> *Ich hatte meine Sujets aus meinem eigenen Leben, aus dem Leben meiner Umgebung, meiner Heimat zu nehmen und konnte darum stets der Wahrheit gemäß behaupten, daß Alles, was ich erzähle, Selbsterlebtes und Miterlebtes sei.* (LuS, S. 139)

Möglicherweise wollte May hier seine Old-Shatterhand-Legende beschönigen, dennoch äußerte er sich wahrheitsgemäß. Wie sonst wäre eine Emma Vollmer zu erklären, die ihren Karl betrügt? Warum muß eine Mexikanerin namens Arbellez mit Vornamen Emma heißen? Warum heißt eine Romanheldin Emma von Königsau? Warum entfernte May nach seiner Ehescheidung den Namen Emmeh aus den Fehsenfeldbänden? Und findet man nicht Mays Uhrenaffäre im *Verlornen Sohn* deutlich gespiegelt? Warum läßt May seine Schwager Selbmann und Schöne im *Weg zum Glück* umbringen? Es ist richtig: Man darf die Spiegelungsinterpretationsform nicht überstrapazieren – das ist nicht wissenschaftlich; diese Methode jedoch generell abzulehnen, ist ebenso unwissenschaftlich.
Aus unzähligen Gesprächen mit älteren May-Forschern erkannte ich, wie sehr Wort- und Textvergleiche allein nicht genügen. Da niemand der Hauptbeteiligten mehr lebt und befragt werden kann, mußte halt das ganze Instrumentarium zur Wahrheitsfindung ausgeschöpft werden. Mehrmals wurde gefragt: Warum unternimmt ›der Held‹, der Fürst von Befour, ein amouröses Intermezzo mit Ella von Helfenstein? Neben stilistischen Untersuchungen, habe ich folglich die umstrittenen Passagen nach autobiographischen Gesichtspunkten untersucht – als ›zusätzliches‹ Indiz in der Beweiskette – und festgestellt, daß auch aus autobiographischer Sicht nichts gegen eine Autorschaft Mays spricht.
Wilhelm Brauneder nennt diese Methode ›Leben-Werk-Assoziationen‹, wobei er zunächst bekannte May-Forscher heftig kritisiert und dann die Aufmerksamkeit auf

mein Buch lenkt. Das ist rhetorisch geschickt gemacht. Er vereinfacht, indem er den Eindruck erweckt, als würden meine Textuntersuchungen fast ausschließlich aus autobiographischen Spiegelungen bestehen, und die von mir anhand von Briefen und Werbeanzeigen ermittelten Romandatierungen soll ich nach bestimmten Jahreszeiten konstruiert haben. Brauneder läßt tunlichst wesentliche Fakten fort. Nur selten äußert er sich zu meinen Wortuntersuchungen:

> „Harder gibt Beispiele zu einer, in Anlehnung an seine Worte, ›gelegentlich‹en Häufung wie etwa hinsichtlich des Wortes ›vollständig‹ (18): Im ›Waldröschen‹ begegne man diesem Wort auf den Seiten 620, 621, 1135, 2478; im ›Ulanen‹ auf den Seiten 290, 773, 965, 966, 1027, 1367; im ›Verlornen Sohn‹ auf der Seite 1295. Diese Beispiele würden bedeuten, daß Folgendes – nach Harders Angaben – typisch für ›gelegentliche‹ Häufigkeit ist: Im ›Waldröschen‹ kommt das Wort *›vollständig‹* erstmals nach 619 Seiten, dann freilich gleich auf der nächstfolgenden, dann aber erst wieder nach 514 Seiten und schließlich nach 1343 Seiten und auf den restlichen rund 900 Seiten gar nicht mehr vor!“ (Brauneder, S. 25f.)

Dieses Beispiel zeigt, daß Brauneder sich nur flüchtig mit den Münchmeyer-Romanen befaßt haben kann. Allein schon in den ersten beiden *Waldröschen*-Lieferungen kommt das Wort *vollständig* vor, und zwar auf den Seiten: 22, 23, 25 (2mal), 26 (3mal), 27, 28, 33, 41 (2mal), 42 (2mal), 46 (2mal). Bei einer solchen Häufung wäre es absurd, wenn ich jede einzelne Belegstelle als Einzelzitat gebracht hätte – eine Zumutung für den Leser. Einzelbeispiele genügen. Brauneder nennt lediglich von mir genannten Wörter, die nicht ganz so aussagekräftig sind. Wichtige Eigentümlichkeiten, z.B. ›Komposita mit Doppel‹ erwähnt er nicht. Würde ich heute mein Buch schreiben, könnte ich eventuell auf Wörter wie: allerdings, jedenfalls, vollständig und wirklich verzichten. Diese Wörter eignen sich vorwiegend für großflächige Textpartien – für die Untersuchung der Autorschaft ganzer Kapitel (natürlich im Verbund mit weiteren aussagekräftigen Wörtern!), denn die Verfasserschaft Mays von *Ulane und Zouave* sowie des Schlußteils von *Deutsche Herzen, Deutsche Helden* wurde vom Karl-May-Verlag noch vor wenigen Jahren vehement angezweifelt. Inzwischen gab es eine Kehrtwendung – weitere ›Grüne Bände‹ sind mit den zuvor abgelehnten Texten erschienen. Heute braucht man sich über die Autorschaft ganzer Kapitel keine Gedanken mehr machen. Veröffentlichte May-Texte im Karl-May-Verlag gelten als autorisiert. Dennoch engagierte sich Lothar Schmid sehr für das Brauneder-Sonderheft.

Was hätte man von einer Gegendarstellung zu meinem Buch erwarten können? Ich meine, Brauneder hätte subtile Textanalysen anstellen müssen, um zu belegen, daß bestimmte Passagen nicht von May sind. Dies hat er nicht getan! Im übrigen hat auch Karl May selbst nie auf eine Textstelle gezeigt und gesagt: „Das habe ich nicht verfaßt“. Dessen ungeachtet verdreht Brauneder die Fünf-Prozent-Aussage Gerlachs, die sich auf die Fischer-Ausgabe bezieht, und hält Änderungen von sogar mehr als 5% in der Erstausgabe für wahrscheinlich. Derartige Gerichtsaussagen zur Erstausgabe gibt es jedoch nicht.

Bezeichnenderweise erwähnt Brauneder nicht meine vielen Textstellen erotischer Vergleiche zwischen *Scepter und Hammer*, *Die Juweleninsel*, *Auf der See gefangen*

etc. mit den Münchmeyer-Romanen. Brauneder achtet lieber auf biographische Spiegelungen, die mitunter gar keine sind:

> „›Emma und wieder Emma in den Münchmeyer-Romanen‹ (231): *›Angst vor Schwefelsäure, Gift u.s.w.‹*, möglicherweise verwendet von Emma, sieht Harder im ›Verlornen Sohn‹ gespiegelt. Nur: Die dazu zitierte Pollmer-Studie ist jünger als der ›Sohn‹-Text!“ (Brauneder, S. 45f.)

Ich habe nicht behauptet, daß Emma hier gespiegelt ist. Ich schrieb von einer ›Artverwandtschaft‹ der ›Pollmer-Studie‹ mit den Müchmeyer-Romanen, erwähnte ›Fiktion und Realität‹ (S. 230). Was May im *Verlornen Sohn* einst niederschrieb, wird in seiner Angstphantasie zur Realität. Da May eindeutig Verfasser der ›Pollmer-Studie‹ ist, muß er auch die äußerst ähnliche Szene im *Verlornen Sohn* geschrieben haben. Brauneder zitiert sinnentstellend: „Emma und wieder Emma in den Münchmeyer-Romanen“ folgt nämlich in einem Absatz, der sich auf die Ehescheidung und die Emmeh der Fehsenfeld-Reihe bezieht. Aber Brauneder erfindet auch eine völlig neue Person:

> „Und die skurrilen Buchstabenspielereien bleiben natürlich nicht aus (73f.): Adeline, geborene Verdy, spiegelt wegen der Buchstaben e-y in diesem Namen Pauline Ey! Oder: Heinrich Münchmeyer kehrt in Adelines Mann Henri wieder! Oder von Liama kommt Harder gleich auf zwei Personen: Lina Münchmeyer und Emma May. Schade für diese ›Buchstabenumstellungsspiegelungsindizien‹ …“ (Brauneder, S. 38)

Und schade, daß es eine „Lina Münchmeyer“ niemals gegeben hat und folglich von mir auch nicht als gespiegelt angegeben wurde. Bitte aufmerksamer und vorurteilsfreier lesen! Im übrigen sind Henri und Adeline für Heinrich und Pauline ganz und gar nicht weit hergeholt. Brauneder schreibt ferner:

> „Zu den Fakten zählt auch die Sprache und zum Englischen dessen Aussprache. Das vernachlässigt Harder, der im Pferdedieb Walker Walther wiedererkennen will (104f.) Das ist optisch argumentierbar – k statt th –, aber nicht phonetisch, denn von der Aussprache her steht Walter keinem Walther zur Seite, sondern einem Woka gegenüber!“ (Brauneder, S. 40)

In meinem Buch schreibe ich jedoch:

> „Bei dem Namen Walker wird man sogleich hellhörig, klingt er doch deutsch ausgesprochen (damals, wo hierzulande kaum jemand englisch sprechen konnte, die Regel!) fast wie Walther …“ (Harder, S. 100)

Hier erübrigt sich jeder Kommentar, allenfalls, daß ich den „Pferdedieb Walker“ nur beiläufig erwähnte. Die weiteren Beispiele zeigen, daß Brauneder sich vorwiegend mit Kleinigkeiten beschäftigt, die in meinem Buch eher eine untergeordnete Rolle spielen:

> „… Harders Ausführungen sind für einen May-Forscher fataler als unlogische Schlüsse. Die Stelle im ›Weg zum Glück‹ – *›Blutfließen … Knochen müssen fliegen‹* – überbewertet Harder ganz entschieden, weil er sie mißversteht, und dies wieder, weil er Zusammenhänge nicht beachtet. Die zitierte Bemerkung des Krikelantons zu Franza von Stauffen erfolgt ja nicht im Zuge eines Philosophierens über das Thema ›Wie schreibe ich einen Roman‹, sondern steht in einem ganz anderen Zusammen-

hang, und zwar dem, daß sich Franza von Stauffen in nahezu absurder Weise für eine Schriftstellerin hält, aber keinerlei Talent dazu besitzt. ... Und das hätte Harder auch aus der Sekundärliteratur wissen können, denn nach Kosciuszko ist sie ›sehr überspannt‹ und ›wähnt, sie sei eine Dichterin‹ [B. KOSCIUSZKO (Hrsg.), Großes Karl May Figurenlexikon, 1. Aufl., Paderborn 1991, 636.]. May hat mit dieser seiner Möchtegern-Kollegin also einen Schriftstellertypus bestenfalls karikiert, ..." (Brauneder, S. 34ff.)

Nein, diese Dame ist real und hat tatsächlich gelebt. Hier die Angaben laut ›Lexikon deutscher Frauen der Feder‹, Berlin 1898, S. 238:

„Fritsch, Frau Franziska v., Ps. Fr. Staufen, ... Salzburg, Hübnergasse 3, wurde am 10. März 1828 zu Bibart in Bayern geboren, ..." Sie schrieb u.a.: „Heli. Trauersp. 8. (96) München 1882, Merhoff."

Händeringend versucht Brauneder formale Schwächen aufzuzeigen, die keine sind:

„›Amouröse Abenteuer am französischen Hofe‹ (87ff.) gründet Harder auf historische Vorbilder. ... Im wesentlichen stellt Harder fest, daß die von ihm referierte Szene (89ff.) eine gewisse historische Berechtigung habe. Damit ist aber gar nichts für Mays Autorschaft – wie auch im Falle jedes anderen Schriftstellers – belegt, außer Harder hätte nachweisen können, daß May eine bestimmte Vorlage, die sich überdies noch in seiner Bibliothek befunden habe, benutzte. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, Harder beruft sich vielmehr auf ein 1979 erschienenes Werk von David Duff! Es bedarf wohl keines Hinweises, daß Harder Umschau hätte halten müssen, was May 100 Jahre vorher, und nicht was Harder selbst benützen konnte." (Brauneder, S. 39f.)

Duffs Biographie fußt selbstverständlich auf ›historischen Quellen‹! Im übrigen, wenn May einen Roman über den deutsch-französischen Krieg schreiben will, mußte er sich zuvor umfassend sachkundig gemacht haben. Sollte die Französin Margot, eine zentrale Figur des Romans, die real existierte, wie wir aus Duffs Biographie wissen, etwa die Erfindung eines Bearbeiters sein? Dies wird wohl niemand ernsthaft behaupten können.

Brauneder sollte sich vielmehr die Frage stellen, ob man Mays Münchmeyer-Romane (1882ff.) literaturwissenschaftlich mit den Nick-Knatterton-Bildserien, erschienen ab 1950ff., vergleichen kann! Und die Bemerkung: „Das bloße Zitieren von Zeitschriften-Erstabdrucken erschwert – unnötigerweise – das Auffinden mancher Stellen erheblich" (Brauneder, Fußnote 64, S. 46) zeigt Brauneders wissenschaftliches Unverständnis. Wenn Teile der späteren ersten sechs Bände der Fehsenfeld-Reihe parallel mit den Münchmeyer-Romanen im ›Deutschen Hausschatz‹ erschienen sind und von mir in einer Zeittabelle genau datiert werden, kann ich schon aus logischen Gründen nicht nach der Fehsenfeld-Ausgabe zitieren, zumal May für die Buchausgabe Änderungen vorgenommen hat. Zum Beispiel wurde eine Blümchenkaffee-Episode (›Deutscher Hausschatz‹ XI, S. 125ff.) gestrichen. Hier gilt der dem Manuskript nächststehende Erstdruck.

Diese Beispiele von Brauneders Arbeitsweise mögen genügen. Die Liste von Brauneders falscher Argumentation ließe sich beliebig verlängern; eine weitere Überprüfung überlasse ich jedoch dem geneigten Leser. So soll jeder selbst

entscheiden, ob mein Buch etwa „›Eine Lanze für Cardauns‹ und ähnliche May-Gegner!“ (Brauneder, S. 56) ist. Ich schließe mit den Worten Brauneders:

> „... muß man doch Roxins ›Meinung, daß auch der Dilettant bei uns (der Karl-May-Gesellschaft) mit Forschungsergebnissen hervortreten darf‹, mit mehr als Skepsis entgegentreten bzw. betonen: Ein Ja zum Dilettanten, vor allem auch ein Ja zu Forschungsergebnissen, aber nur ein Ja zu Ergebnissen im Sinne eines handwerklich und methodisch exakten Erforschens ...“ (Brauneder, S. 57)

William E. Thomas

Eine Antwort auf Johannes Zeilinger

Zum Artikel ›In den Schluchten der Diagnostik‹ in den M-KMG Nr. 122

Es scheint, Dr. Johannes Zeilinger ist nicht vollständig mit dem Text meiner drei Artikel (›Karl Mays Blindheit 2‹, ›Karl May und Rachitis‹, ›Karl May und D.I.D.‹) vertraut, welche nur auf den Internetseiten erschienen sind und nicht in einer der KMG-Veröffentlichungen.[1]

Die diagnostischen Kriterien von D.I.D. (Dissoziative Identitätsstörung) werden in meiner Arbeit aufgeführt. In dem kurzen Brief an die KMG (veröffentlicht in den KMG-Nachrichten 118/1998) werden die Kriterien natürlich nicht wiederholt. Eine multiple Persönlichkeit unterscheidet sich von D.I.D. Dissoziative Zustände werden zur Zeit von der weltweiten psychiatrischen Gemeinschaft als real akzeptiert.

Natürlich verwendete Karl May das zeitgenössische Lehrbuch der Psychiatrie – wie heutzutage Patienten medizinische Bücher über ihre Krankheiten lesen. Wenn Karl May nicht gewollt hätte, daß er als ein an einer seelischen Krankheit Leidender betrachtet wird – warum sollte er dann die Beschreibung seiner Halluzinationen usw. in seine Biographie einbringen? Die logische Antwort ist, daß Karl May wußte, daß etwas Reales mit ihm geschah, und er versuchte, eine Antwort darauf zu finden!

Ein Mangel an Vitamin A und D war zu der Zeit, als Karl May geboren wurde, sehr weit verbreitet in Europa. Es gibt viele zeitgenössische Dokumente und Statistiken über Rachitis. Xerophthalmie wird zum Beispiel erwähnt in: Th. Puschmann: ›Handbuch der Geschichte der Medizin‹, Verlag von Gustav Fischer, Jena 1905, Dritter Band, S. 524–526. Eine Liste medizinischer Veröffentlichungen zu Augenkrankheiten aus dem 19. Jahrhundert kann man auf diesen Seiten finden. Natürlich

---

1 Der erstgenannte Aufsatz ›Karl Mays Blindheit 2‹ wird in gedruckter Form nunmehr erstmals im vorliegenden Heft veröffentlicht; vgl. S. 5ff. (**jb**)

war die Verbindung Vitamin-A-Mangel und Xerophthalmie zu dieser Zeit nicht bekannt.
Alle anatomischen und physiologischen Merkmale von Vitamin-A-Mangel vorausgesetzt, die man in jedem Lehrbuch für Medizinstudenten finden kann, ist Tatsache: Dieser Zustand ist umkehrbar und hinterläßt keinen bedeutsamen Augenschaden, wenn er behandelt wird, bevor die Hornhaut angegriffen wird. Und das ist, was aller Wahrscheinlichkeit nach bei Karl May geschah.
Die Behandlung von Vitamin-A- und -D-Mangel war Mitte des 19. Jahrhunderts nicht ›unmöglich‹. Im Gegenteil – die Anwendung von Lebertran in Fällen von ›Nachtblindheit‹ und Rachitis wurde seit dem Altertum häufig praktiziert.
In meinem Artikel ›Karl May und Rachitis‹ habe ich die Meinung vertreten, daß es nicht das Augenlicht, sondern die Rachitis war, die Karl Mays Befreiung vom Militärdienst begründete.
Krebsgeschwüre entstehen viele Jahre, nachdem der erste Kontakt zu den auslösenden Faktoren aufgehört hat. Lungenkrebse treten bei früheren Rauchern und auch bei Nichtrauchern, die in der Vergangenheit passiv Tabakrauch inhaliert haben, auf. Es kommt zum Beispiel Mesothelioma[2] bei Leuten vor, die Jahre zuvor Asbest ausgesetzt waren; Vietnam-Veteranen und auch ihre Kinder leiden heute an verschiedenen Krebsgeschwüren. Jeder praktizierende Arzt hat schon Patienten mit Lungenkrebs gesehen, die in den letzten zehn Jahren nicht geraucht haben, und die vorher fünfzig oder sechzig Jahre Raucher waren.
Lungenkrebs, der die Spitzen der Lunge beeinträchtigt, schädigt die Nerven, die die Augenlider bewegen. Linkes Augenlid, rechtes Augenlid, beide Augenlider – jede Variation ist möglich. Alle drei Varianten werden in medizinischen Lehrbüchern für Spezialisten beschrieben und bei Patienten beobachtet. Druck auf die Nerven durch krebsartiges Wachstum verursacht überwiegend Schmerz, nicht den Verlust der Funktion. Karl May beschrieb lebhaft den Schmerz, unter dem er in seinen Armen litt. Dieser Schmerz ist vergleichbar mit dem von Patienten mit Ischias. Wie Ischiasschmerz den Patienten nicht daran hindert, zu gehen (selbst wenn sie einen Stock verwenden müssen), so hindert Schmerz in den Armen (Bracchialgie) den Patienten nicht daran, einen Hut in seinen Händen zu halten oder zu schreiben.
Die Beschreibung von Karl May durch Augenzeugen vom 22. März 1912 in Wien ist die einer alten, kranken Person: „… hagerer Greis … ein Genesender, der wochenlang mit dem Tode gekämpft.“ – „… ein alter, müder Herr mit den strengen Gesichtszügen“. – „Karl May ist erst vor kurzem von schwerer Krankheit genesen …“ – „… wie er nun … auf dem Podium … erschien, totenbleich …“
Experten streiten immer noch über die Krankheit von Van Gogh. Seine Diagnose ist unklar und teilt sich auf in Epilepsie, Absinthmißbrauch, periodisch auftretende Porphyrie und Psychose.
Der Fall Karl May scheint klarer zu sein: Vitamin-A- und -D-Mangel in der Kindheit, gefolgt von Kindesmißhandlung (siehe, wie er von zuhause [nach Spanien]

---

2 Mesothelioma: ein Tumor der das Mesothel, eine Zellschicht, die die Brust- und Bauchhöhle auskleidet, befällt. (**jb** – mit Dank an Dr. Thomas)

wegläuft); dissoziative Reaktion auf eine der ersten Streßsituationen im Leben und sein Tod als das Ergebnis von Lungenkrebs.
Über Einzelheiten kann man diskutieren. Jedoch scheinen die oben erwähnten grundlegenden Tatsachen eindeutig zu sein. Das Feld ist für weitere Forschung immer noch offen. Der Fund eines medizinischen Dossiers über Karl May, aufbewahrt von seinem Arzt, wäre wirklich eine Entdeckung!

Übersetzerin: Nicola Pahl

Nochmals: Zum Frontispiz des Jahrbuches 1998

Dieses Frontispiz zeigt Karl May in Bad Salzbrunn. Darauf haben Hansotto Hatzig (M-KMG 120/Juni 1999, S. 2) und Erwin Müller (M-KMG 122/Dez. 1999, S. 65) aufmerksam gemacht. Die Angabe „Salzburg“ im JbKMG 1998 ist falsch. Bad Salzbrunn – oder auch nur: Salzbrunn, wie der Name im späten 19. Jahrhundert in Kursbüchern erscheint – liegt in Niederschlesien. Heute heißt der Ort Szczawno Zdrój.
Die Jahrbuch-Redaktion hat eine sofortige Korrektur nicht gewagt, hatten doch Christoph Blau, dem wir unsere Bildvorlage verdanken, und Gerhard Klußmeier in ihren Unterlagen nur die Angabe „Salzburg“. (Vgl. Klußmeiers Foto, das ein ähnliches Motiv hat, in G. Klußmeier/H. Plaul: Karl May. Biographie in Dokumenten und Bildern. Hildesheim u. a. ^{2}1992, S. 221.) Inzwischen hat Günter Hillmer (siehe seine Notiz in M-KMG 121/Sept. 1999, S. 73) uns eine alte Ansichtskarte mit dem Torbogen der Burg Fürstenstein bei Salzbrunn vorgelegt, die erkennen läßt, daß das Frontispiz-Foto dort aufgenommen worden ist. Auch hat Ekkehard Bartsch den Ursprung des Fehlers aufgespürt: Schon im Karl-May-Jahrbuch 1918 erscheint bei S. 304 das Foto mit der falschen Beschriftung; vermutlich hat sich Klara May gegenüber den damaligen Herausgebern undeutlich ausgedrückt, so daß ›Salzbrunn‹ mit ›Salzburg‹ verwechselt wurde und dieser Fehler fortan festgeschrieben war.
Hingewiesen sei auf eine weitere Wiedergabe des Frontispiz-Fotos im Heft 4 der ›Karl-May-Autographika‹ (1997), S. 40. Der dort auf einer Postkarte sichtbare Eintrag von Klara Mays Hand: „Bad Salzbrunn Schl.“ bezieht sich, wie wir jetzt wissen, auf eben dieses Foto und meint das Schloß Fürstenstein bei Bad Salzbrunn.
Fassen wir die Recherchen zusammen: Das Frontispiz im JbKMG 1998 zeigt Karl May im Juni 1907 am Eingang der Burg Fürstenstein bei Bad Salzbrunn in Niederschlesien; die Aufnahme stammt höchstwahrscheinlich von Klara May.

Im Namen der Jahrbuch-Redaktion: **Martin Lowsky**

Neues um Karl May

TAGUNG DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT in Hohenstein-Ernstthal (22.–26.9.1999). Freie Presse (H.-E.) 18.9./23.9./25.9.99 (auch über Wesselin Radkov); (Chemnitz) 22.9./23.9.99; Dresdner Neueste Nachrichten/Die Union 22.9./23.9./28.9.99; Berliner Ztg. 1.10.99; Leipziger Volksztg. 27.9.99; Wochenspiegel (Glauchau) 25.9.99; Thür. Allgem. 23.9.99; Wiler Ztg./Volksfreund (Wil, Schweiz) 9.10.99; Lübecker Nachr. 23.9.99.

MAY-AUSGABEN. Bd. 82 der Edition des KMV Bamberg: ›Aus fernen Zonen – Karl Mays Weltreisen‹. Hauptbestandteil ist Mays Reisetagebuch von März 1899 bis Juli 1900, das dem Beitrag im JbKMG 1971 folgt. Hier ist endlich auch Mays kleine Gedichtsammlung ›Eine Pilgerreise in das Morgenland‹ mit abgedruckt, leider nur in sehr mickeriger Form und verstreut im Text; sie wäre besserer Aufmachung wert gewesen. Weitere Beiträge von Hans Wollschläger, Ekkehard Bartsch, Amira Sarkiss, Dieter Sudhoff und Hrsg. Lothar Schmid. – Plattlinger Anzeiger (Deggendorf) 20.9.99; Schaumburger Ztg. (Rinteln) 20.10.99; Sächs. Ztg. (Dresden) 3.9.99. • ›Vinnetu‹ (›Winnetou III‹ in Latein, übersetzt von Hans Linnarz, KMV Bamberg 1999): Rhein. Post 13.11.99. • ›Liberigo‹ (›Eine Befreiung‹ in Esperanto, übersetzt von Cornelia Rau, Hrsg. Hans-Dieter Steinmetz im KMV Bamberg 1999): Esperanto en Bavario 4/99 (Steinmetz); Freie Presse (Chemnitz) 18.12.99.

BÜCHER ÜBER KARL MAY. Hartmut Kühne/Christoph F. Lorenz, ›Karl May und die Musik‹, Großband mit CD-Platte, KMV Bamberg 1999: ein rundherum schönes Buch, das (endlich) über die beiden Stücke ›Ernste Klänge‹ hinaus den musikalischen Nachlaß Mays vorstellt. Vermißt wird schmerzlich ein Namen- und Titelregister; auch scheint es nicht ganz vollständig zu sein, denn bei den May-Adaptionen durch andere Komponisten – die ebenfalls ausführlich besprochen werden – fehlt zumindest das ›Ave Maria‹ von Vilma Vetters. Dresdner Morgenpost/Chemnitzer Morgenpost 1.9.99; Plattlinger Anz. (Deggendorf) 20.9.99; buch aktuell Winter 99, S. 31. Eine kurze Vorstellung (mit Fotos von Dekkelbildern) der Ausgaben Bd. 82, ›Karl May und die Musik‹, ›Karl May auf sächs. Pfaden‹ findet sich im Weihnachtskatalog von Mail Order Kaiser, mit dem Buch ›Karl May am Kalkberg‹ von Marheineke/Finke (KMV Bamberg 1999) auch in Eulenspiegel 10/99. • Michael Petzel: ›Karl-May-Filmbuch‹ (KMV Bamberg 1999): Schaumburger Ztg. (Rinteln) 20.10.99. • Zum Buch ›Karl May am Kalkberg‹: Hamburger Abendblatt 10.7.99. • ›Karl May auf sächsischen Pfaden‹, Hrsg. Chr. Heermann beim KMV Bamberg 1999, vereinigt Beiträge von Karl May (Reprint ›Die Rose von Ernstthal‹), Chr. Heermann, E. A. Schmid, Hans Zesewitz, Karl Streller, Adolf Stärz, Hans-Dieter Steinmetz (mit dem wichtigsten Beitrag: ›Schatten der Vergangenheit. Die Mittweidaer Untersuchungsakten Karl Mays‹), Andreas Barth, André Neubert, Hartmut Schmidt und Werner Legère; die meisten sind mit ausführlichen Anmerkungen von H.-D. Steinmetz versehen. Dresdner Neueste Nachr. 4.10.99; Sächs. Ztg. (Dresden) 3.9.99; Freie Presse (Chemnitz) 6.11.99; Hanauer Anz. 4.11.99; Ostthüringer Ztg. (Gera und Erfurt) 9.10.99; hallo! Leipzig 13.11.99; Bild (Dresden und Chemnitz) 23.9.99. • Rolf-Bernhard Essig/Gudrun Schury, ›Karl-May-ABC‹, Reclam (Leipzig) 1999: buch aktuell Winter 99, S. 90; Freie Presse (Chemnitz) 22.9.99; Streit der beiden Autoren mit Roderich Haug (Lektor beim KMV Bamberg) in Fränkischer Tag (Bamberg) 20.11./27.11.99. • ›Experte‹ Jürgen Helfricht von der ›Bild‹-Zeitung verfaßte ›Wahre Geschichten um Karl May‹ (Tauchaer Verlag 1999). ›Ins Verderben gestolpert – Jürgen Helfricht versuchte sich an Karl May‹: Sächs. Ztg. (Meißen) 14.9.99; Radebeuler Reporter 137/Okt. 99.

PRESSE. Broschüre ›650 Jahre Radebeul – 75 Jahre Stadtrecht – Jubiläumsjahr 1999‹ mit May-Seite. • Carl-Heinz Dömken schuf zwei 14 cm große Plastikfiguren ›Old Shatterhand‹ und ›Winnetou‹, nicht nach Barker und Brice, sondern Karl May und der Original-Roman-Gestalt nachgebildet. Sie sind im KM-Museum Radebeul zu sehen. Figuren-Magazin 3/99. • Heft 12 der Karl-May-Haus-Information erschienen. Besprechung dieser sehr wichtigen Schriftenreihe von K. Knietzsch in Dresdner Neueste Nachr. 18.11.99. • ›Der Balkan im eigenen Auge. Maria Todorova kritisiert westliche Klischees vom Südosten‹: „... gut kommt übrigens Karl May weg, der »gut recherchiert« habe". Frankfurter Allgem. Ztg. 11.10.99. • Chr. Heermann: ›Das Politbüro beschließt: Karl May wird rehabilitiert‹. Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. u. a., 12.11.99. • ›Jahrhundertwerke des Fernsehens: Rache für Winnetou‹. 7. Folge: ›Winnetou I–III‹, Frankfurter Allgem. Ztg. 9.12.99. • Ferner: FAZ 13.11.99; Saarbrücker Ztg. 19.11.99; FAZ 6.8.99 mit Vorabdruck von Reich-Ranickis ›Mein Leben‹, Einlassung über Karl May S. 42; Der Landbote (Winterthur, Schweiz) 12.11.99 (Martin Walser und Karl May); ADAC-Reisemagazin 49/ März 99 ›Dresden/Sächs. Schweiz‹: Karl May auf den Seiten 7, 8, 11, 12, 14, 16, 18, 20, 27, 36, 38, 72, 73, 89, 158, 186, 191, 194, 195; (May-Zitate ausgesucht von Ekkehard Fröde); Dresdner Neueste Nachr. 4.11.99; Leipziger Volksztg. 4.11.99; Nordkurier 4.11. 99; Bild (Leipzig) 26.10.99 (die letztgenannten vier Texte über Mays Blindheit und den Vortrag Dr. Zeilingers während der KMG-Tagung). • ›Der Mann neben Karl May‹: Ekkehard Fröde. Freie Presse (H.-E.) 24.9.99.

VORTRAG. Dr. Martin Lowsky, ›Vom Zählen und Erzählen – Moderne Romane und ihre Strukturen im Mathematikunterricht‹, 6.10.99 im Hans-Geiger-Gymnasium Kiel, mit Bezügen auf Karl May.

VERANSTALTUNGEN. ›Karl-May-Fest‹ des Göttinger KM-Archivs in Bad Segeberg 1999: Segeberger Ztg. 19./20.7.99; das diesjährige Programmheft (84 S., DM 10,- zuzügl. 4,- Versand beim Karl-May-Archiv Göttingen, Am Fuchsberg 21.) • Einladung zum 1. Göttinger Archivtag (31.3.–2.4.2000). • Thomas Stecher las aus Karl Mays ›Satan und Ischariot‹ am 29.10.99 im KM-Museum Radebeul. Plusz 43/28.10.99.• Lesung (mit ›Ave Maria‹) aus dem ›Karl-May-ABC‹ von Gudrun Schury und Rolf-B. Essig im Naturkundemuseum. Fränkischer Tag (Bamberg) 13.11.99.

AUSSTELLUNG. ›Der Geist des Llano estacado & The Palo Suite‹ mit Fotos von Jim Jordan, 21.9.–7.10.99 in der Sparkasse am Rathausplatz Saarbrücken. Saarbrücker Ztg. 21.9. 99. • ›Fotos einfach durch die Bank‹. ›Fotomeile‹ in Mannheim. Unter 4 Künstlern: Thomas Marks mit Anklängen an Karl May. Mannheimer Morgen 10.11.99.

MARZIPAN-TALER mit dem Logo des KM-Museums Radebeul (1999) in der Konditorei Schiller, Meißner Straße 154, 01445 Radebeul.

KARL MAY IN BÜCHERN. ›Old Shatterhand gestorben‹ Vorabdruck aus einem Jahrhundert-Buch. Freie Presse (Chemnitz) 14.10.99. • ›Karl May – Reiseabenteuer nur im Kopf‹: Jahrhundert-Buch des ADAC. Faltprospekt dort erhältlich.

TONTRÄGER. Filmmusik ›Old Shatterhand‹ und ›Im Reiche des Silbernen Löwen‹ (jeweils DM 30,- zuzügl. 6,- Versand) erhältlich beim Göttinger Karl-May-Archiv, Am Fuchsberg 21, 37077 Göttingen.

VIDEO. ›Freispruch für Old Shatterhand‹ (der Fernsehfilm von Artur Brauner wurde während der KMG-Tagung in H.-E. gezeigt) für DM 50,- zuzügl. 6,- Versand bei obiger Adresse erhältlich.

BÜHNEN. Rathen: wird renoviert. 75000 Zuschauer gegen 71500 im Vorjahr. Karl May & Co Newsletter 19. • **Bad Segeberg:** Segeberger Ztg. 19.7.99; Kieler Nachr. 26.11.99; ›Der Ölprinz‹ hat am 24.6.2000 Premiere: nord express 13.10.99.

FILM. Pierre Brice: Saarbrücker Ztg. 25.9.99; **Götz George:** Saarbrücken Ztg. 9.10.99; **Daliah Lavi:** Abendztg. (München) 12.10.99; allgemein: Stern 35/99, S. 170f.

FERNSEHEN. Positive May-Erwähnung im Film ›Gespräch mit dem Biest‹ (1996), Buch, Regie und Hauptdarsteller: Armin Mueller-Stahl, ARD 7.11.99. • Kinofilme im TV: ›Durchs wilde Kurdistan‹ RTL 1.11.99. / ZDF 3.1.2000; ›Im Reiche des Silbernen Löwen‹ RTL 2 17.10.99 / ZDF 4.1.2000; ›Der Schatz der Azteken‹ RTL 25.12.99; ›Die Pyramide des Sonnengottes‹ RTL 26.12.99; ›Der Ölprinz‹ SAT 1 26.12.99; ›Old Surehand I‹ SAT 1 25.12.99.

ERWÄHNUNGEN. Gudrun u. Hans-J. Perrey, Theodor Fontane in Schleswig-Holstein und Hamburg. Hamburg 1998, S. 111; Hinweis auf Karl May als Briefschreiber in Mitteilungen der Theodor-Fontane-Gesellschaft 16/Juni 99, S. 20; ›Lesen und Schreiben als Lebensaufgabe‹ (70. Geburtstag des Feuilletonchefs Heinz Schönfeldt) von Kurt Heinz, Mannheimer Morgen 7.12.99; Reich-Ranickis „Fehleinschätzung von Karl May“: Nürnberger Ztg. 25.9.99; Gong (Nürnberg) 28/99 u. 25/99, S. 14; Abendztg. (München) 8.12.99; Damals 11/99, S. 3; Stern 49/99, S. 270f.; Frankfurter Allgem. Ztg. 6.9./ 11.9./ 1.10./ 14.10./ 13.11.99; S. Tesche, ›Das große James-Bond-Buch‹, Henschel (Berlin) 1999, S. 62 u. 207.

Unterlagen (bitte Quellen angeben, Zeitungsnamen nicht abkürzen!) und einseitig beschriebene Meldungen zu dieser Rubrik senden Sie (auch kommentarlos) bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

Berichtigung

Bei dem Titelbild der ›Mitteilungen‹ Nr. 111 – März 1997 – handelt es sich nicht um die zweite Auflage des *Waldläufers*, wie im Text irrtümlich angegeben ist, sondern um das Titelbild der 4. Auflage. Da mir zum damalige Zeitpunkt beide Auflagen zur Verfügung standen, ist mir dieser bedauerliche Fehler unterlaufen, der bei der Recherche zu einer neuen Bibliographie zu Irritationen führte.
Diesen Hinweis verdanke ich Wolfgang Hermesmeier (Berlin).

Hans Grunert

UNSER SPENDENDANK vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1999

Sehr verehrte Mitglieder!

Gerührt und auch ein bißchen fassungslos betrachten wir den Bericht unseres Schatzmeisters: wer immer in diesem unserem Land derzeit Schwierigkeiten mit Spenden und Spendern hat – wir haben sie nicht. Sondern wir freuen uns über ein immer noch stetig wachsendes Spendenaufkommen, das seinesgleichen sucht.
„Der Spendenertrag übersteigt die Grenze von 80.000 DM. 1998: knapp 62.000 DM. 1997: 52.000 DM“, schreibt unser Schatzmeister, und damit ist eigentlich alles gesagt: noch nie, seit Bestehen der Karl-May-Gesellschaft, wurde in einem 4. Quartal oder auch in einem ganzen Jahr soviel gespendet wie im 4. Quartal 1999, oder im Jahr 1999 insgesamt. Sie erlauben uns damit nicht nur, die bisherige Publikationstätigkeit der Karl-May-Gesellschaft fortzusetzen, sondern sie in dem einen oder andern Punkt vielleicht sogar noch auszubauen. Daß uns die Politiker den bürokratischen Aufwand für die Verwaltung dieses Spendenaufkommens mit dem neuen Jahr noch deutlich erhöht haben – wir können in Zukunft keine Jahresspendenbescheinigungen mehr verwenden, sondern brauchen in jedem Fall datierte Einzelbescheinigungen für jeden einzelnen Mitgliedsbeitrag und jede einzelne Spende –, sehen die Betroffenen (Schatzmeister Richter, die Ehepaare Müller-Haarmann und Pütz und Frau Pielenz) sicher mit Schmerzen, aber das soll uns die Sache dann auch nicht verdrießen.

In der Hoffnung, daß Sie alle das Jahr mit der merkwürdigen Jahreszahl in guter Form (und mit den besten Vorsätzen) begonnen haben, grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Ulrike Müller-Haarmann, Uwe Richter

58 kleine Spenden bis 19,99	550,52	M. Bauer, Puchheim	50,10
H.-O. Affolter, Berlin	20,-	T. Bauer, Ober-Flörsheim	60,-
R. Aigner, München	50,-	T. Bauer, Remscheid	20,-
T. v. Aken, Bedburg-Hau	50,-	J. Baumann, Kaarst	50,-
I. Apel, Iserlohn	21,30	L. H. Baumann, Hamburg	102,50
B. Arlinghaus, Dortmund	26,-	E. Berchem, St. Ingbert	100,-
O. Backes, Bremen	50,-	F. Bösenecker, Crailsheim	30,-
A. Barth, St. Egidien	82,50	E. Botschen, Detmold	50,-
O. Barthel, Windischholzhausen	30,-	W. Brauneder, Baden (A)	50,-
H. Bauer, Chemnitz	50,-	E.-A. Cordes, Wilhelmshaven	25,-
J. Bauer, Bremen	50,-	U. Dehmer-Blohm, Rossdorf	50,-

W. v. Denffer, Waldlaubersheim 50,-
C.-H. Dömken, Rosche 112,50
H. Dörrenbächer, Sulzbach 50,-
H. Dorfmann, Springe 62,60
M. Dreger, Herzberg 60,-
J. Drescher, Oberhausen 100,-
F.-J. Driller, Kleve 50,-
N. Drinkuth, Bad Soden 50,-
R. Dröge, Bad Rappenau 50,-
L. Duisberg, Höchst 50,-
W. Dwenger, Hamburg 100,-
K. Eggers, Köln 50,-
K. Eggert, Stuttgart 100,-
K. Ehlgen, Oldenburg 40,-
A. Enger, Großenhain 55,25
W. K. Fassmann,
Salt Lake City (USA) 186,45
K. Fischer, Schöneck 50,-
W. Fleischer, Sinzig 47,50
W. Fröhlich, Hamburg 47,60
H. Frohberg, Lübeck 50,-
D. Fuchs, Berlin 100,-
R. Geis, Sinn 50,-
A. Gottschalk, Korntal-Münchingen 50,-
A. Graf, Köln 65,-
T. Grafenberg, Berlin 50,-
H.-W. Grebe, Vlotho 200,-
E. Greve, Hamburg 20,-
D. Große, Siegen 50,-
R. Gutsche, Düsseldorf 100,-
A. Haas, Schorndorf 95,-
G. Haefs, Hamburg 50,-
H. Haefs, Atzerath (B) 50,-
U. Halm, Dresden 50,-
I. Harden, Oldenburg 25,-
S. Hauff, Eisingen 22,60
M. Heinecke, Hemmingen 50,-
E. Heinemann, Hildesheim 55,-
T. Heinemann, Hannover 1250,-
B. Held, Mainhardt 20,-
G. Hemlein, Ringsheim 50,-
H. Hendel, Stuttgart 25,-
H.-D.Heuer, Neuenhaus 153,-
F. Heusack, Hildesheim 35,-
H. Höber, Solingen 75,-
J. Holthoff, Overath 50,-
V. Huber, Offenbach 200,-
C. Hünseler, Köln 25,-
K. Humke, Blomberg 50,-

S. Illek, Hof 20,-
W. Ilmer, Bonn 46,-
K. Janetzke, Berlin 50,-
G. Jauernig, Berlin 50,-
R. Jucker-Attenhofer, Meilen (CH) 94,07
R. Jung, Hüffelsheim 50,-
R.-D. Kahlke, Weimar 25,-
A. Kehl, Köln 20,-
W. Kehl, Herrischried 20,-
J. Kilisch, Innsbruck (A) 60,10
A. Kirchhoff, Northeim 30,-
W. Kittstein, Trier 155,40
C.. J. A. Klein, Gelsenkirchen 167,04
A. Kloeppel, Lübeck 50,-
H. H. Kluck, Winsen 100,-
R. Knauf, Berlin 50,-
B. Knopf, Bad Soden 100,-
U. Koch, Bad Harzburg 20,-
M. König, Munster 150,-
F. Korbel, Zwettl (A) 49,99
K. Kotz, Groß-Gerau 27,50
S. Kovár, Münster 100,-
M. Krammig, Berlin 150,-
G. Krause, Werl 50,-
F. Kray, Nordhausen 50,-
P. Krumbiegel, Döbeln 30,-
W.-J. Langbein, Lügde 101,-
H. Lieber, Bergisch Gladbach 62,60
H. Lieblang, Marienheide 135,-
P. Linden, Solingen 100,-
K. Löffel-Pauli, Stockdorf 50,-
R. London, Berlin 50,-
C. F. Lorenz, Köln 50,-
M. Lowsky, Kiel 95,40
J.-D. Loyda, Berlin 50,-
D. Mantz, Krummhörn 100,-
R. Marheinecke, Hamburg 20,-
G. Marquardt, Berlin 75,-
A. Mast, Grünenplan 20,-
D. Mehlhase, Altrip 30,-
H. Meier, Hemmingen 74,20
D. Melzig, Bielefeld 50,-
W. Merker, Bochum 50,-
K. Metzmacher, Stuttgart 30,-
H. Mischnick, Kronberg 150,-
S. Mucke, Dresden 30,-
H. Müggenburg, Mönchengladbach 50,-
G. Mühlbrant, Plauen 33,82
D. Müller, Mittelbach 30,-

O. Müller, Hamburg	20,-
U. Müller-Haarmann, Bonn	25,-
F. Munzel, Dortmund	30,-
J. Neuhaus, Hamburg	50,-
H. Neumann, Güstrow	20,-
U. Nösner, Dresden	25,-
G. Oelsner, Karlsruhe	50,-
D. Ohlmeier, Staufenberg	50,-
J. Paddenberg, Saulgau	50,-
A. Pielenz, Nassau	150,-
U. Plath, Neustadt	100,-
M. Platzer, Buchholz	26,-
M. Pochmann, Blankenburg	25,-
G. Preininger, Graz (A)	50,-
K.-H. Rabe, Wetter	20,-
W. Rabenstein, Frankfurt/M.	50,-
R. Raitbaur, Steißlingen	47,60
M. Ramisch, Hüpstedt	100,-
S. Rees, Reutlingen	50,-
H. Riedel, Hoyerswerda	62,60
S. Rinkefeil, Menden	25,-
S. Rochau, Hannover	50,-
C. Roxin, Stockdorf	25,-
C. Rüger, Radebeul	50,-
J. Rüsen, Bochum	60,-
F. W. Rüter, Lünen	50,-
B. Ruhnau, Reichelsheim	50,-
H. Sander, Bochum	25,-
H. Scharf, Amberg	25,-
G. A. Schauer, Pattensen	45,-
B. Scheer, Bornheim	100,-
C. Schliebener, Straßlach-Dingharting	50,-
M. Schmeling, Kassel	50,-
H. Schmiedt, Köln	194,80
T. Schmitt, Imsweiler	50,-
H.-G. Schmitt-Falckenberg, Kassel	20,-
M. Schneider, Hamburg	100,-
W. Schnürch, München	100,-
T. Scholle, Lünen	20,-
M.-L. Schrader, Lößnitz	50,-
W. Schreblowski, Wohltorf	300,-
B. Schultze-Berndt, Köln	150,-
D. Schwarz, Dülmen	20,-
S. Seltmann, Berlin	67,50
J. Senff, Mainstockheim	25,-
G. Seybold, Herzogenaurach	132,-
K. Sparr, Hamburg	50,-
K.-E. Spreng, Hemer	34,20
R. Staedter-Rudow, Berlin	50,-
E. Stange, Gütersloh	42,45
W. Stroband, Warendorf	22,60
H. Strutz, Sinzig	50,-
H.-F. Stumpf, Celle	50,-
W. Szymik, Essen	105,10
J. Tenckhoff, Augsburg	37,50
H. Thron-Dung, Zwingenberg	20,-
U. v. Thüna, Bonn	50,-
A. Tokstein, Mödling (A)	29,-
A. Troisch, Bonn	100,-
A. Tschakert, Pegnitz	27,50
A. Tschol, Weyer (A)	40,-
M. Ullrich, Taufkirchen	50,-
W. Voelkner, Dresden	50,-
C. Vogt-Herrmann, Schneverdingen	50,-
K. Vollrodt, Hannover	50,-
H. Walbert, Neu-Isenburg	25,-
H. Weber, Trier	100,-
E. Weigel, Eisenach	27,50
F. Werder, Bremerhaven	20,-
H.-G. Westermann, Dortmund	26,71
G. Weydt, Ebersberg	30,-
H. Wieser, München	35,-
K. Wiethölter, Halle	50,-
D. Wille, Burgdorf	50,-
W. Willmann, Schalksmühle	20,-
R. Wimmer, München	25,-
F. Wirner, München	100,-
H.-J. Wisotzki, Lage	25,-
I. Wohlgeschaffen-Braun, Berchtesgaden	20,-
H. Wohlgschaft, Landsberg	315,-
R-D. Zajonz, Fuldatal	20,-
K.-A. Ziegs, Reinheim	50,-
W. Zwingmann, Dresden	30,-
NN Inland	9945,28
NN Ausland	110,10

Spenden im IV. Quartal	DM 23.865,98
insgesamt I-IV. Quartal	DM 80.043,35

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; ^{3}1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Neue Sonderhefte

Nr. 119	Zum Gedenken an Pfarrer Ernst Seybold. Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß	7,50 DM
Nr. 120	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis zu den ›Mitteilungen der KMG‹ Nr. 111–120	7,00 DM
Nr. 121	Wilhelm Brauneder: Die ›Leben-Werk-Assoziationen‹. Eine Kritik insbesondere anhand von Ralf Harders Buch ›Karl May und seine Münchmeyer-Romane‹	6,50 DM

Juristische Schriftenreihe

Bd. 3	Jürgen Seul: Rudolf Lebius ./. Karl May: Die Lu-Frisch-Affäre	24,00 DM

Sonstiges

Klaus Ludwig/Bernhard Kosciuszko (Hg.): Der Seminarist und Lehrer Karl May. Eine Dokumentation der Aktenbestände — 95,00 DM

Hartmut Kühne/Joachim Biermann (Hg.): Register zum Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1970–1975. 2., überarbeitete Auflage — 10,00 DM

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V.
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
Bankverbindungen:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg (BLZ 752 200 70),
Konto Nr. 1995 480
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Konto Nr. 11 16 94–207
Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf, Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden (gk)
Joachim Biermann, Storchenweg 10, 49808 Lingen (jb)
Mitarbeiter der Redaktion:
Hansotto Hatzig (hoh), Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk)
Druck und Versand:
Husum-Druck, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette einzusenden. Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.
Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. Januar 2000

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen nach ihrer Veröffentlichung auch im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). VerfasserInnen, die das nicht wünschen, werden gebeten, dies der Redaktion vor der Veröffentlichung ohne Angabe von Gründen mitzuteilen.